

Sabine Hödl

Die großen politischen wie gesellschaftlichen Veränderungen, die das Ende des Ersten Weltkrieges mit sich brachte, beeinflussten und veränderten auch die Identität der Einzelpersonen. Ein Österreicher war nun nicht mehr ein Bürger der Monarchie, des großen Vielvölkerstaates mit dem Kaiser an der Spitze, er war nun Bürger einer kleinen demokratischen Republik, in der sich die politischen Kräfte erst ihren Platz suchen, sich die Gesellschaft neu ausrichten und jede und jeder erst wieder das „Wir“ und „Ich“, das „Wo gehöre ich hin?“ definieren mussten.

Gerald Lamprecht merkt in seinem Beitrag an, dass *der Erste Weltkrieg in der historischen Forschung mit wenigen Ausnahmen lange Zeit nur als Nebenschauplatz bei der Aushandlung jüdischer Identitäten betrachtet* und damit die Bedeutung dieser Zäsur bisher wenig beachtet wurde, in den Biographien jüdischer Kriegsteilnehmer und Altösterreicher jedoch eine wichtige Rolle einnimmt.

Die *politischen Veränderungen, gepaart mit der wirtschaftlichen Notlage und den menschlichen Erschütterungen durch den Krieg, erzeugten große Verunsicherung*. Die nationale und sprachliche Vielfalt Mitteleuropas zeigte sich vielerorts in einer Wahrnehmung von „Verwischten Grenzen“, wie Martha Keil in ihrem Bericht über die in der Ehemaligen Synagoge St. Pölten laufende gleichnamige Ausstellung aufzeigt.

Auch Karen Bähr berichtet in ihrer Analyse dreier jüdischer Schriftsteller und ihrer Lebenswege von der Bandbreite der Möglichkeiten, sich nach dem Großen Krieg national, politisch und religiös neu und anders oder aber an das „Davor“ angelehnt zu orientieren.

Am Beispiel der polnisch-jüdischen Familie Goldszmit verdeutlicht Kristina Schierbaum die vielen möglichen Herangehensweisen an die eigene Identität, zeigt die oft unbewussten Prozesse der Identitätsänderung und macht damit auch im sehr persönlichen familiären Gefüge die „verwischten Grenzen“ sichtbar.

Der Zionismus erlebte nach 1918 durch die schwierigen, vom Krieg und von den politischen Umbrüchen

gekennzeichneten Zeiten starken Aufschwung und viele, vor allem junge Juden und Jüdinnen wollten ein neues Leben in Erez Israel/Palästina beginnen. Wesentlich für die Ausführung dieses Schritts war für viele die Unterstützung durch das Palästina-Amt. Dieter Hecht liefert mit seinem Text über die Tätigkeit von Frieda Hudes, die mehr als 15 Jahre dort arbeitete, einen Einblick in diese wichtige Institution.

Ursula Mindler-Steiner berichtet von den Nachkriegsjahren im westungarisch-burgenländischen Grenzraum und von der Gewalt und großen Unsicherheit, aber auch Frustration, der nicht zuletzt die jüdischen Bewohner und Bewohnerinnen ausgesetzt waren und der sie nur wenig entgegenhalten konnten. Die Ausführungen von Sabine Mayr zu Meran in der Zwischenkriegszeit und davor zeigen ein Bild von tief verwurzeltem Antisemitismus in der Tiroler Mehrheitsbevölkerung und den vorsichtigen Überlegungen zur Etablierung einer jüdischen Gemeindeorganisation.

Ganz anderen Selbstwahrnehmungen wie auch gesellschaftlichen Gegebenheiten widmet sich Susanne Korbel in ihrem Beitrag zu jüdischen Volkssängerinnen und Volkssängern rund um den Ersten Weltkrieg. Das Eingehen auf den gesellschaftlichen Wandel bedingt durch die politischen und kriegerischen Veränderungen verlangte von den umherziehenden Künstlerinnen und Künstlern die Anpassung ihrer Stücke und Darbietungen an den Geschmack und die Bedürfnisse des Publikums. Damit kam es auch zur Änderung bis zur Neudefinition ihres Berufsbildes.

In der neu eingeführten Rubrik „Injoest aktuell“ berichtet Philipp Mettauer über das im Jänner 2018 abgeschlossene Top Citizen Science-Projekt „Vertriebene Nachbarn“. Anhand der Tagebucheinträge einer Jugendlichen, die nach dem Definitionsschema der Nationalsozialisten als „Halbjüdin“ klassifiziert wurde, wird nicht nur diese spezielle Geschichte erinnerbar, sondern auch hier wird das Zusammenspiel zahlreicher Verwurzelungen und Identitäten deutlich.

# Der Erste Weltkrieg

Gerald Lamprecht



*Jüdisches Viertel von Lemberg nach dem Pogrom von 21.–23. November 1918 © en.wikipedia.org/wiki/Lwów\_pogrom\_(1918)*

Im Jahr 1940 schrieb Jakob Kellmann, der mit seiner Familie aus Wien vor den Nationalsozialisten nach Colón in Panama geflohen war, seine Lebenserinnerungen nieder.<sup>1</sup> Kellmann, 1895 in Jagielnica, einer galizischen Kleinstadt, als Jakob Ochshorn in eine observante jüdische Familie hineingeboren, sollte zunächst auf Wunsch des Vaters die Laufbahn eines Rabbiners einschlagen und erhielt dementsprechend eine traditionelle jüdisch-religiöse Erziehung. Doch wie vielen seiner Zeitgenossen schwebte dem jungen Jakob ein anderer Lebensweg vor und er sah, angeregt unter anderem durch die Begegnung mit einem als weltmännisch und modern charakterisierten Handelsreisenden, seine Zukunft außerhalb der ihm bekannten Lebenswelt. Bereits im Alter von 13 Jahren lief er von zu

Hause weg und fuhr mit von seinem Vater gestohlenem Geld nach Wien zu einem Onkel. Zwar wurde er umgehend zurückgeschickt, doch der Traum von Wien, der modernen, fortschrittlichen Stadt mit ihrer für Jakob zunächst exotischen und dann erstrebenswerten Kultur, blieb aufrecht. Und so konnte er seinen Vater schließlich doch davon überzeugen, ihn beim Onkel in Wien in die Lehre zu schicken. Jakob Kellmann übersiedelte knapp vor dem Beginn des Ersten Weltkrieges nach Wien, trat eine Kaufmannslehre an, eignete sich die deutsche Sprache und Kultur (vor allem Literatur) an und unternahm alles, um in seiner geliebten Stadt Wien ein Wiener zu werden, was ihm – glaubt man seiner Selbstdarstellung – auch gelang. Antisemitismus oder Ausgrenzungserfahrungen schil-

# und die Transformationen jüdischer Geschichte



*Die Freyung in  
Wien, 7. 6. 1917  
© ÖNB Bildarchiv*

dert er in seinem Lebensbericht für diesen Lebensabschnitt an keiner Stelle und er zieht schließlich mit dem Selbstverständnis des jüdischen Wieners, des patriotischen Österreicher im Jahr 1915 in den Großen Krieg. In den folgenden Jahren kämpfte er an unterschiedlichen Schauplätzen an der Ostfront, er wurde verwundet und auch mehrfach ausgezeichnet. Nach dem Ende des Krieges, das er in Galizien erlebte, konnte er sich erneut nach Wien durchschlagen und schaffte es in den folgenden Jahren schließlich, auch das Bleiberecht in Wien und die österreichische Staatsbürgerschaft zu erlangen. Er baute sich eine wirtschaftliche Existenz auf und gründete eine Familie, ehe ihn die Nationalsozialisten dazu zwangen, seine Heimat zu verlassen und ins Exil zu gehen.

Kellmann war 1940, zum Zeitpunkt als er seine Lebenserinnerungen niederschrieb, 45 Jahre alt und konnte auf ein bewegtes Leben zurückblicken, das ihn aus der observanten Welt Galiziens in die Metropole Wien gebracht hatte und von wo er nun vertrieben worden war. Über all das wollte er in Colón für seine Tochter Hedwig Zeugnis ablegen, wobei an dieser Erzählung bemerkenswert ist, dass im Zentrum seines Textes weder die vielfältige Migrationsgeschichte eines Juden aus Osteuropa nach Westen und in die Moderne noch eine Geschichte des Antisemitismus und der stetig zunehmenden Ausgrenzung bis hin zur Vertreibung steht, sondern es sind die Erfahrungen im und nach dem Ersten Weltkrieg. Die Begründung für die Schwerpunktsetzung auf diese Schwellenjahre in seiner Lebenserzäh-

lung liefert er in seinem Vorwort: ... und viele Generationen werden von ihrem Ur-Ur-Großvater erzählen, der im Großen Krieg 1914–1918 als Österreicher gekämpft und geblutet hat, sein Vaterland aber verlassen musste, wie ein ehemaliger Kriegskamerad in diesem Lande zur Macht gekommen ist, und entschied, dass für Menschen, die dem jüdischen Volksstamm angehören, kein Platz in eigenen Vaterlande mehr vorhanden ist, ohne Rücksicht auf ihre Verdienste um dasselbe.<sup>2</sup>

## Der Weltkrieg als Zäsur

Kellmann misst also rückblickend in seiner Lebenserzählung dem Ersten Weltkrieg entscheidende Bedeutung bei, wobei es ihm hier vor allem um seinen Kriegsdienst in den Jahren 1914 bis 1918 und in weiterer Folge um den Verrat der Nationalsozialisten, des „ehemaligen Kriegskameraden“, an einem Kameraden geht. Kellmann berief sich damit auf eine zentrale Facette des Emanzipationszeitalters, wonach der Kriegsdienst, die Bereitschaft des einzelnen Soldaten für

sein Vaterland zu sterben, der Garant dafür war, dass eben dieses Vaterland dem Bürgersoldaten politische und gesellschaftliche Gleichheit und Partizipation garantiert. Demnach sollte der Erste Weltkrieg die Erfüllung dieses Emanzipationsversprechens bringen. Doch letzten Endes geschah genau das Gegenteil. Der Erste Weltkrieg geriet zur Zäsur, zum Wendepunkt der jüdischen Emanzipationsgeschichte, die ihren Ausgangspunkt im späten 18. Jahrhundert genommen hatte.

Diese Bedeutung als Zäsur blieb jedoch lange Zeit in der Forschung unbeachtet. Denn die Erinnerung an den Ersten Weltkrieg wurde einerseits von der Shoah überlagert, andererseits bildete gerade das Wissen um den industriellen Massenmord durch die Nationalsozialisten häufig den Rahmen für die Interpretation jüdischer Kriegserfahrung. Demzufolge wurde der Erste Weltkrieg in der historischen Forschung mit wenigen Ausnahmen lange Zeit auch nur als Nebenschauplatz bei der Aushandlung jüdischer Identitäten betrachtet. Für Deutschland und Österreich waren es dann die Arbeiten von Ulrich Sieg,<sup>3</sup> Marsha Rozenblit,<sup>4</sup> David Rechter<sup>5</sup> oder Sarah Panther<sup>6</sup> sowie einzelne durch das Erinnerungsjahr 2014 angestoßene Ausstellungs- und Forschungsprojekte,<sup>7</sup> die einen Wandel in der Wahrnehmung des Ersten Weltkrieges als Zäsur jüdischer Geschichte herbeiführten.

So war der Erste Weltkrieg für Jakob Kellmann, aber auch allgemein für die jüdische Bevölkerung Zentraleuropas eine Zäsur, die durch die Radikalisierung und Zunahme des Antisemitismus ebenso wie durch eine tiefgreifende Krise jüdischer Identitäten in Zentraleuropa gekennzeichnet werden kann.

## Gewalterfahrung

Ein wesentlicher Impuls für die Transformation jüdischen Lebens waren die vielfältigen Gewalterfahrungen während und nach dem Weltkrieg. Vor allem die Kernsiedlungsgebiete der jüdischen Bevölkerung der Monarchie, Galizien und die Bukowina – rund 75 Prozent der jüdischen Bevölkerung Cisleithaniens (974.814 von insgesamt 1,313.687)<sup>8</sup> – waren zunächst



Jakob Kellmanns geliebtes Wien:  
Blick von Ecke Spiegelgasse auf den  
Stephansturm 1918 © ÖNB Bildarchiv



*Kriegsdekorationen, wie sie auch Jakob Kellmann als Teilnehmer im Ersten Weltkrieg erhalten hat, hier die Kriegserinnerungsmedaille. © commons.wikimedia.org/wiki/File:Kriegserinnerungsmedaille\_(Österreich).jpg*



*Bronzene Tapferkeitsmedaille. Jakob Kellmann erhielt diese zwei Mal in Silber, einmal zweiter Klasse und einmal erster Klasse. © commons.wikimedia.org/wiki/File:Bronzene\_Tapferkeitsmedaille\_mod.jpg*



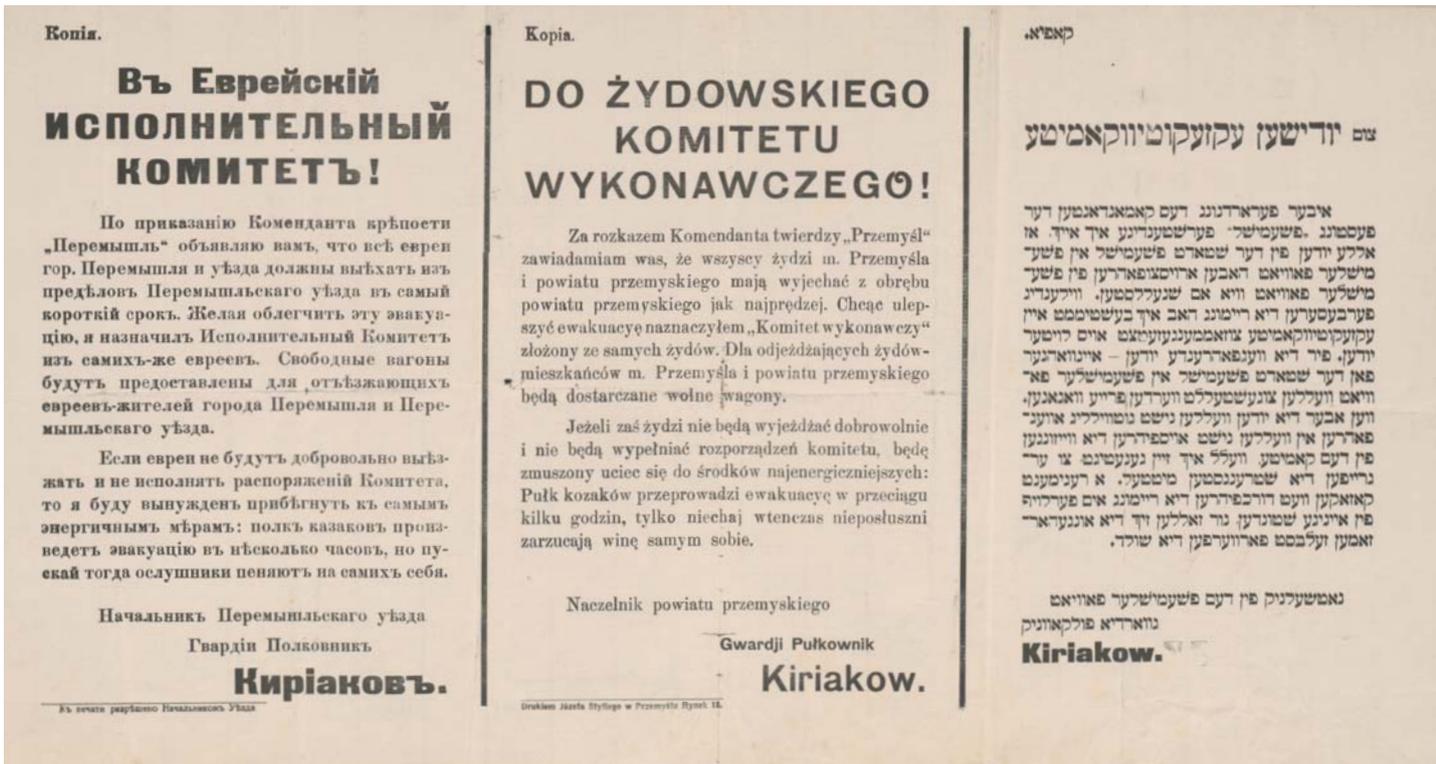
*Auch das Karl-Truppenkreuz erhielt Jakob Kellmann, außerdem wurden ihm noch die bulgarische und ungarische Kriegserinnerungsmedaille sowie die Verwundetenmedaille verliehen. © commons.wikimedia.org/wiki/File:Karl-Truppenkreuz\_1916,\_Vorderseite.jpg*

durch den Vormarsch der russischen Armee und in den folgenden Jahren durch mehrmalige Frontverschiebungen unmittelbar von den Kriegsereignissen betroffen.<sup>9</sup> Der Krieg bedeutete für diese Menschen massenhaften Tod, massenhafte Flucht und vor allem auch die Zerstörung ihrer Lebenswelt und teils ihrer Gesellschaftsstruktur. So folgte der russischen Invasion in den ersten Kriegsmonaten eine Flüchtlingswelle von schätzungsweise 400.000 Jüdinnen und Juden Richtung Westen. Diese Fluchtwelle vorrangig in größere Städte (v.a. Wien und einige böhmische und mährische Städte, aber auch Budapest) wiederum hatte tiefgreifende Auswirkungen auf die innere Verfasstheit der jüdischen Gemeinden in den Aufnahmestädten und stellte diese vor kaum bewältigbare soziale und letztlich auch kulturelle Herausforderungen.<sup>10</sup> Denn die Konfrontation der etablierten jüdischen Gemeinde und der sich als „bodenständig“ definierenden jüdischen Bevölkerung in den westlichen Gebieten der Monarchie mit den nicht selten als „fremd“ wahrgenommenen „Ostjüdinnen“ und „Ostjuden“ stieß bei vielen Menschen Reflexionsprozesse über ihr eigenes Jüdisch-Sein ebenso an wie auch Abwehrhaltungen.

Diese waren letztlich in allgemeine antisemitische Diskurse eingebettet, wonach die Flüchtlinge – und nicht der Krieg oder der Staat – Schuld an den Krisen der Zeit tragen würden. Hinzu kam, dass sich mit Fortdauer des Krieges der Antisemitismus immer mehr radikalisierte und letztlich in Pogromen kulminierte, vor allem im militärischen Konflikt zwischen polnischen, ukrainischen und sowjetischen Truppen sowie im Umfeld der Zerschlagung der ungarischen Räterepublik nach dem Ende des Krieges. In den betroffenen Gebieten Osteuropas gab es in diesen Jahren rund 60.000 in Pogromen ermordete jüdische Opfer und bis Mitte 1921 wurden rund 200.000 Jüdinnen und Juden in jenen von Timothy Snyder „Bloodlands“ genannten Gebieten heimatlos.<sup>11</sup>

## Der Nationalstaat und seine Folgen

Doch auch abseits der mörderischen Gewalt während des Krieges und im Zuge des Umbruchs stellten die jeweiligen Nationskonzeptionen der neuen Staaten die Position der jüdischen Bevölkerungen ebenso wie ihr jüdisches Selbstverständnis in Frage. Denn die von den



Bestimmungen zur Evakuierung der jüdischen Bevölkerung Przemyšls und Umgebung, mehrsprachiges Plakat © ÖNB Bildarchiv

neuen sich als Nationalstaaten definierenden Ländern betriebene Homogenisierung in einer Region struktureller Heterogenität traf zuallererst vor allem nationale und religiöse Minderheiten. *Der Erste Weltkrieg spielte [...], so Jan M. Piskorski, dabei die Rolle eines Katalysators bei der allgemeinen Radikalisierung Europas im 20. Jahrhundert und war eher eine Konsequenz früherer Prozesse, insbesondere von Kolonialismus und Imperialismus, als der Beginn einer neuen Epoche.*<sup>12</sup> Er verhalf auch in Zentraleuropa dem Prinzip des Nationalstaates zum Durchbruch und eine seiner wichtigsten Konsequenzen [war], dass ethnische Säuberungen in Europa gängige Praxis wurden.<sup>13</sup> Ein Umstand, der auch schon jüdischen Zeitgenossen zu denken gab. So schrieb beispielsweise David Kohn in einem Mahnwort in „Dr. Bloch’s Wochenschrift“ im Dezember 1918 mit dem Titel „Nation und Kultur“: *Das alte, böse Schlagwort Nationalität – es ist akut geworden. Es beherrscht den Tag, erregt die Gemüter, erhitzt die Köpfe. Es ist der Fluch der bösen Tat,*

*daß sie fortsetzend Böses muß gebären. Der grauenvolle Krieg, der die Welt in Trauer hüllende Massenmord, hat in seinen letzten Zügen den Fluch der Nationalität über die Menschheit gebracht. [...] Was vor dem Kriege noch vereint gewesen, der Friede hat es getrennt, und statt den Menschen Ruhe zu bringen, lodert die Flamme des Streites von neuem auf. Der ganze, mühevoll errungene Fortschritt der Menschheit ist dahin, und wir stehen da kultur- und lieblos, vom Wahne der Nationalität befallen, als hätten wir keine Gemeinschaft, kein gemeinsames Streben nach Erweiterung der Menschheitsziele. Die von den Menschen künstlich errichteten Sprach- und Bodengrenzen sollen jedwede Einigung verhindern. Wir sollen uns im gemeinsamen Streben nach kulturellen Gütern nicht finden können durch die wahnwitzige Vorstellung von Sonderinteressen, welche wir wegen Verschiedenheit der Sprache, des Glaubens künstlich züchten.*<sup>14</sup>

Kohns Kommentar war sicherlich auch getragen von der von vielen Jüdinnen und Juden empfundenen Trauer angesichts des Endes der Habsburgermonarchie, der man so viele positive Entwicklungen jüdischer Kultur und jüdischen Lebens zugeschrieben hatte. Zugleich erkannte er jedoch auch, dass es der Nationalismus war, der die Position der jüdischen Bevölkerung in allen Nachfolgestaaten der Monarchie

massiv bedrohte, baute dieser doch in Zentraleuropa meist auf völkischen, exklusiven Vorstellungen von Gemeinschaft auf. Und in der Tat waren in allen Nachfolgestaaten der Habsburgermonarchie Jüdinnen und Juden Opfer der jeweiligen Nationsfindung und es galt in teils schwierigen Prozessen zu klären, wie denn ihre zukünftige Stellung als Minderheit aussehen sollte. Die Basis all dieser Überlegungen waren die jeweiligen Nationskonzeptionen, die letztlich darüber entschieden, ob man Jüdinnen und Juden als religiöse oder nationale Minderheit akzeptierte. In Österreich wurde ihnen wie in der Habsburgermonarchie der Status einer religiösen Minderheit in der Verfassung zugestanden, während sie in der Tschechoslowakei, die auch in anderen Punkten eine Ausnahme darstellte, als nationale Minderheit anerkannt wurden.<sup>15</sup>

Eng verbunden mit der neuen Staatsform des Nationalstaates und den Nationsvorstellungen waren auch die Fragen der Staatsbürgerschaft ebenso wie jüdischer Identität. Da die Erlangung der österreichischen Staatsbürgerschaft an die sogenannte Heimatberechtigung, die man in der Regel am jeweiligen Geburtsort hatte, gebunden war, waren nach 1918 plötzlich unzählige Jüdinnen und Juden mit der Situation konfrontiert, dass man ihnen die österreichische Staatsbürgerschaft nicht zuerkennen wollte. Vielmehr sollten sie als Ungarn, Tschechen oder Polen nun in ihre Geburtsländer ausgewiesen werden. Diese Frage, die zwar nicht nur die jüdische Bevölkerung betraf, aber öffentlich vorrangig in Bezug auf die jüdische Bevölkerung, vor allem die Zuwanderer aus den östlichen Landesteilen und die jüdischen Flüchtlinge, diskutiert wurde, war auch Gegenstand in den Pariser Friedensverhandlungen. So sah der Artikel 80 des Vertrages von St. Germain vor, dass *Personen, die in einem zur ehemaligen österreichisch-ungarischen Monarchie gehörigen Gebiet heimatberechtigt und dort nach Rasse und Sprache von der Mehrheit der Bevölkerung verschieden sind* für einen Nachfolgestaat optieren können, *je nachdem die Mehrheit der Bevölkerung dort aus Personen besteht, welche die gleiche Sprache sprechen und derselben Rasse zugehören wie sie*.<sup>16</sup> Die Zugehörigkeit zur Nation und die Verleihung der Staatsbürgerschaft war somit ab nun an die Begriffe „Rasse“ und „Sprache“ gebunden worden, ein Umstand, der Tür und Tor für eine Vielzahl von antisemitischen Diskussionen öffnete, die stets darauf hinausliefen, dass die jüdische Bevölkerung – oder große Teile von ihr – eben nicht Teil des neuen Nationalstaates sein könnten. Damit einher gingen aber auch Fragen der Identität,

des jüdischen Selbstverständnisses und der staatsbürgerlichen Loyalität. So konstatiert Marsha Rozenblit, dass die auf Rabbiner Joseph Samuel Bloch zurückgehende dreiteilige Identität (triparted identity) der österreichischen Jüdinnen und Juden mit dem Ende des multireligiösen und multiethnischen Imperiums zu Ende gegangen sei und in eine Krise jüdischer Identitäten in der Zwischenkriegszeit einmündete.<sup>17</sup> Literarisch verarbeitet wurde dieses Ende des österreichisch-jüdischen Identitätsnarrativs von Franz Theodor Czokor in seinem 1936 verfassten Theaterstück „3. November 1918“, in dem am Grab eines Kameraden stehend der jüdische Arzt „Erde aus – Österreich“ in das Grab schüttet, während die übrigen Beteiligten „tschechische“, „slowenische“, „Kärntner“, „ungarische“ und „polnische“ Erde in das Grab werfen.<sup>18</sup> Für Czokor wird damit letztlich die Monarchie und ihr Staatsvolk zu Grabe getragen, wobei festzuhalten ist, dass die österreichischen Jüdinnen und Juden ihre Loyalitätsbindungen dem neuen Staat ebenso entgegenbrachten wie dem alten.



Schließlich bedingte der Krieg und vor allem der Sieg des Nationalitätenprinzips auch den Aufstieg des jüdischen Nationalismus. Waren die Zionisten 1914 noch eine kleine politische Gruppe innerhalb der österreichischen jüdischen Bevölkerung, so stiegen sie mit dem Krieg und hier vor allem durch ihre straffe Organisation und ihre soziale und politische Tatkraft zu einer bedeutenden politischen Kraft auf.

## Transformationen

Auch Jakob Kellmann war von vielen dieser gesellschaftlichen und politischen Transformationen betroffen und er maß folglich im Jahr 1940 noch ohne Wissen um den industriellen Massenmord den Jahren des Ersten Weltkrieges zentrale Bedeutung für seine Lebenserzählung bei. Er tat dies sicherlich auch in der Ahnung, dass eine Epoche unwiederbringlich zu Ende gegangen war, wobei der Weltkrieg den Wendepunkt markierte. Als österreichischer Staatsbürger und Jude war er vor 1914 aus Galizien und der observanten Welt des Stetls in die Metropole Wien gekommen. Er wurde Bürger seines „geliebten Wiens“ und leistete ohne Widerspruch und loyal zu seinem Heimatland den Kriegsdienst ab. Gegen Ende des Krieges geriet er in die Wirren antisemitischer Pogrome zunächst in Lemberg und dann in Ungarn am Ende der Räterepublik und musste sich schließlich mit den Wiener Behörden herumschlagen, die ihm nach 1918 zunächst die Staatsbürgerschaft verweigerten und ihm schließlich, nach der Bestechung eines Politikers, doch die Aufnahme in den Heimatverband der Stadt Wien genehmigten. Schließlich heiratete er eine Frau aus seiner alten Heimat Galizien und baute sich eine Existenz auf, der die Nationalsozialisten ein Ende bereiten sollten.<sup>19</sup> Dieses Ende verband er in seiner Erzählung mit den Schwellen Jahren des Ersten Weltkrieges.

## Anmerkungen

- 1 Vgl. Jacob Kellman, *Lebenserinnerungen*. Leo Baeck Institute New York (LBI), ME 1639.
- 2 Ebda, S. 5.
- 3 Ulrich Sieg, *Jüdische Intellektuelle im Ersten Weltkrieg. Kriegserfahrungen, weltanschauliche Debatten und kulturelle Neuentwürfe*. Berlin 2008.
- 4 Marsha Rozenblit, *Reconstructing a National Identity. The Jews of Habsburg Austria during World War I*. Oxford 2001; Dies., Jonathan Karp (Ed.), *World War I and the Jews. Conflict and Transformation in Europe, the Middle East, and America*. New York-Oxford 2017.
- 5 David Rechter, *The Jews of Vienna and the First World War*. London 2001.
- 6 Sarah Panter, *Jüdische Erfahrungen und Loyalitätskonflikte im Ersten Weltkrieg*. Göttingen 2014.
- 7 Ulrike Heikau, Julia B. Kohne (Hg.), *Krieg! Juden zwischen den Fronten 1914–1918*. München 2014; Marcus G. Patka (Hg.), *Weltuntergang. Jüdisches Leben und Sterben im Ersten Weltkrieg*. Wien-Graz-Klagenfurt 2014.
- 8 Vgl. zur Statistik Albert Lichtblau, *Integration, Vernichtungsversuch und Neubeginn – Österreichisch-jüdische Geschichte 1848 bis zur Gegenwart*. In: Eveline Brugger, Martha Keil, Albert Lichtblau, Christoph Lind, Barbara Staudinger, *Geschichte der Juden in Österreich*. Wien 2006, S. 447–565, hier S. 474.
- 9 Vgl. dazu die entsprechenden Abschnitte bei Manfred Rauchensteiner, *Der Erste Weltkrieg und das Ende der Habsburgermonarchie 1914–1918*, Wien-Köln-Weimar 2013; Bernhard Bachinger, Wolfram Dornik (Hg.), *Jenseits des Schützengrabens. Der Erste Weltkrieg im Osten: Erfahrung – Wahrnehmung – Kontext*. Innsbruck-Wien-Bozen 2013; Erwin A. Schmidl, *Habsburgs jüdische Soldaten 1788–1918*. Wien-Köln-Weimar 2014, S. 21.
- 10 Vgl. David Rechter, *Die große Katastrophe: die österreichischen Juden und der Krieg*. In: Marcus G. Patka (Hg.), *Weltuntergang. Leben und Sterben im Ersten Weltkrieg*. Wien-Graz-Klagenfurt 2014, S. 12–25, hier S. 14; Zu den Kriegsflüchtlingen vgl. Beatrix Hoffmann-Holter, „Abreisendmachung“. *Jüdische Kriegsflüchtlinge in Wien 1914 bis 1923*. Wien-Köln-Weimar 1995; Otto Aboles, *Jüdische Flüchtlinge, Szenen und Gestalten*. Wien-Berlin 1918.
- 11 Rechter, *Die große Katastrophe* (wie Anm. 10), S. 14; Timothy Snyder, *Bloodlands. Europe between Hitler and Stalin*. New York 2010.
- 12 Vgl. Jan M. Piskorski, *Die Verjagten. Flucht und Vertreibung im Europa des 20. Jahrhunderts*. München 2013, S. 51.
- 13 Ebda, S. 60.
- 14 Vgl. David Kohn, *Nation und Kultur*. In: Dr. Bloch's Wochenschrift, 13. 12. 1918, S. 786f.
- 15 Vgl. Martin Schulze-Wessel, *Entwürfe und Wirklichkeiten: Die Politik gegenüber den Juden in der Ersten Tschechoslowakischen Republik 1918 bis 1938*. In: Dittmar Dahlmann, Anke Hilbrenner (Hg.), *Zwischen großen Erwartungen und bösem Erwachen. Juden, Politik und Antisemitismus in Ost- und Südosteuropa 1918–1945*. Paderborn-München-Wien-Zürich 2007, S. 121–136, hier S. 121f.; Kateřina Čapková, Michal Frankl, *Diskussionen über die „Judenfrage“ in den böhmischen Ländern*. In: Andreas Reinke, Kateřina Čapková, Michal Frankl, Piotr Kendzior, Ferenc Laczó, *Die „Judenfrage“ in Ostmitteleuropa. Historische Pfade und politisch-soziale Konstellationen*. Berlin 2015, S. 183–248, hier S. 228–242.
- 16 Vgl. dazu Bernhard Mussak, *Staatsbürgerrecht und Optionsfrage in der Republik (Deutsch-)Österreich zwischen 1918 und 1925*. Phil. Diss. Wien 1995, S. 376–400; Oskar Besenböck, *Die Frage der jüdischen Option in Österreich 1918–1921*. Phil. Diss. Wien 1992; Vgl. Rudolf Thienel, *Österreichische Staatsbürgerschaft 1*. Wien 1989, S. 51–58; Hoffmann-Holter, „Abreisendmachung“ (wie Anm. 12), S. 226–228.
- 17 Marsha L. Rozenblit, *Sustaining Austrian „National“ Identity in Crisis: The Dilemma of the Jews in Habsburg Austria, 1914–1919*. In: Pieter M. Judson, Marsha L. Rozenblit (Ed.), *Constructing Nationalities in East Central Europe* (Austrian Studies 6). New York-Oxford 2005, S. 178–191.
- 18 Franz Theodor Czokor, 3. November 1918. *Ende der Armee Österreich-Ungarns*. Vier Akte. Wien 1949, S. 61–64.
- 19 Vgl. Kellman, *Lebenserinnerungen* (wie Anm. 1), S. 186–192.

# Jetzt noch besser: FinanzOnline



**FinanzOnline, Ihr Finanzamt im Internet: Technische Neuerungen und ein moderneres Erscheinungsbild machen diese Anwendung jetzt noch benutzerfreundlicher.**

## Einfach elektronisch

Der Servicegedanke bei FinanzOnline ist klar: Sie müssen keine Papieranträge mehr senden oder persönlich ins Finanzamt kommen, sondern können Ihre Steuerangelegenheiten online erledigen. Unkompliziert und sicher steht Ihnen FinanzOnline 24 Stunden am Tag, 365 Tage im Jahr kostenlos zur Verfügung und bedarf keiner speziellen Software.

Der gesamte Prozess verläuft elektronisch – von der Steuererklärung bis zum Bescheid und zur Zustellung. Über FinanzOnline stehen Sie in direktem Kontakt mit Ihrem Finanzamt – höchste Datensicherheit ist garantiert. Diese Form der Abwicklung spart Zeit sowie Verwaltungskosten und das ist uns wichtig.

Entgeltliche Einschaltung

Alle Details dazu finden Sie in unseren aktuellen Broschüren unter [www.bmf.gv.at](http://www.bmf.gv.at) > Publikationen.



## Fit für die Zukunft

Um auch in Zukunft für neue digitale Anforderungen gerüstet zu sein, wurde für die größte E-Government-Anwendung Österreichs ein verbessertes technisches Rahmenwerk geschaffen. Damit verbunden erscheint FinanzOnline in einem moderneren Design. Um für Sie bereits vertraute Abläufe nicht unnötig komplizierter zu machen, wurden bewährte Funktionen und die Logik des Systems beibehalten.

## Einfacher Einstieg

Der Einstieg in FinanzOnline kann entweder mit Zugangskennungen oder mit Bürgerkarte erfolgen. Für den Einstieg mit Zugangskennungen benötigen Sie eine einmalige Registrierung, für den Einstieg mit Bürgerkarte nur eine für die Verwendung als Bürgerkarte aktivierte Chipkarte oder ein Mobiltelefon mit aktivierter Handy-Signatur.

## Für Sie verbessert

- **Übersichtlichkeit:** Das Menü wurde optimiert und ist jetzt noch benutzerfreundlicher.
- **Responsive Design:** Die Darstellung passt sich allen Endgeräten automatisch an.
- **Suchfunktion:** Sämtliche Funktionen können nun wesentlich einfacher gefunden und ausgewählt werden.
- **Druckfunktionalität:** Jede Seite kann problemlos auf A4 gedruckt werden.
- **Quick Links:** Häufig verwendete Funktionen werden, ebenso wie Ihre aktuelle Arbeitnehmerveranlagung, als Quick Links angeboten.
- **Barrierefreiheit:** Vor allem Menschen mit Behinderung oder älteren Personen sollen Amtswege durch leicht zugängliche Internetangebote erleichtert werden. Das neue technische Rahmenwerk unterstützt die Web Accessibility Initiative-Konformität.

Bereits über  
4,5 Millionen  
nutzen  
FinanzOnline

# Verwischte Grenzen. Jüdische

Zur Ausstellung

Martha Keil



*J*unge und kleine Nationen sind empfindlich. Große sind es manchmal auch. Nationale und sprachliche Einheitlichkeit kann eine Stärke sein, nationale und sprachliche Vielfalt ist es immer. In diesem Sinn ist Lemberg eine Bereicherung ... Es ist die Stadt der verwischten Grenzen.<sup>1</sup>

Dieses damals wie heute aktuelle Zitat des großen „Alt-österreicher“ – wie er immer wieder bezeichnet wird – Joseph Roth gab die Inspiration zum Titel der diesjährigen Sommerakademie, aber auch zur Ausstellung, die die „verwischten Grenzen“ durch Objekte, Bilder und Zitate vermittelt. Ausgangspunkt ist auch hier der Zerfall der Habsburger Monarchie nach dem Ende des Ersten Weltkriegs am 11. November 1918, die Ausbildung von Nachfolgestaaten und die veränderten

Grenzen und Gebietszugehörigkeiten in den bereits bestehenden Staaten. Diese politischen Veränderungen, gepaart mit der wirtschaftlichen Notlage und den menschlichen Erschütterungen durch den Krieg, erzeugten große Verunsicherung. Franz Eduard Hirth, 1913 in Vukovar, Kroatien, geboren, drückte seine Gefühle von Verlust und Besorgnis sehr anschaulich aus: *Wir hatten ein Zuhause, in dem wir uns geborgen fühlten, und niemand konnte es sich vorstellen, dieses Zuhause einmal zu verlieren. Ein Umbau, vielleicht, aber ein Abbruch – niemals. Fünf Jahre nach meiner Geburt war dieses Zuhause vernichtet und wir waren heimatlos.*<sup>2</sup>

Die Ausstellung erhält ihre Struktur von den neuen Grenzen auf dem Gebiet der früheren Habsburger Monarchie. Folgerichtig sind die Objekte und persön-

# Verortungen nach 1918

## in der Ehemaligen Synagoge St. Pölten



Linke Seite, links: Postkarte „Spaniolische Frau in Bosnien“, um 1900, Frau in bosnisch-sephardischer Tracht mit einer Gürtelschließe, wie sie für den Leuchter verwendet wurde © Gross Family Collection, Tel Aviv

Reise-Chanukka-Leuchter aus Bosnien, Silber, getrieben, gestanzt, ursprünglich eine Gürtelschließe, 19. Jahrhundert © Jüdisches Museum Wien

lichen Aussagen von Juden und Jüdinnen den neuen Staaten mit ihren damals gültigen Bezeichnungen bzw. den Territorien mit maßgeblichem jüdischen Bevölkerungsanteil in bereits bestehenden Staaten zugeordnet: Wien und das neu eingegliederte Burgenland in der Republik Österreich, das ebenso wie Österreich stark dezimierte Ungarn, Böhmen, Mähren, die Slowakei und nunmehr „Karpatenrussland“ in der Tschechoslowakischen Republik, das Königreich der Serben, Kroaten und Slowenen, die Bukowina, nun ein Teil des Königreichs Rumänien, und Galizien, das nun in der Polnischen Republik lag. Diese sogenannten Nationalstaaten waren keineswegs ethnisch einheitliche, einsprachige und kulturell eindimensionale Räume, ganz im Gegenteil: Der Zerfall des Vielvölkerreiches

erzeugte zwar kleinere, aber ebenso vielfältige Vielvölkerstaaten, wie dies der Eröffnungsredner unserer Sommerakademie Pieter Judson gut begründet betont.<sup>3</sup> Um diese Vielfalt anzudeuten werden in den Einführungstexten zu den einzelnen Staaten die jeweiligen Sprachen angegeben. Auf einen Blick wird sichtbar, dass trotz der Bemühung, die neue Staatssprache zu forcieren und auf deren Kosten die Sprachen der Minderheiten zu unterdrücken, in jedem dieser Länder durchschnittlich neun verschiedene Sprachen gesprochen wurden, in einigen noch weit mehr. Darunter sind auch Idiome, die aufgrund der Ausrottung von ganzen Bevölkerungen in den Diktaturen des 20. Jahrhunderts kaum mehr in Gebrauch sind, wie das Romanes der Roma, Sinti und Lovara oder Jiddisch und La-



Toraschild (Tass), Art Nouveau, Silber, Glas, vergoldet; Prag, frühes 20. Jahrhundert © Sammlung Ariel Muzicant

Rechte Seite: Josefina Wolf (1894 Witkowitz/ Vitkovice – 1980 Tel Aviv) in mährischer Tracht, 1915 Ungarisch Hradisch/Uherské Hradiště, Atelier Karel Kovarik © Centropa

Jüdische nur mehr aus der familiären Herkunft. An politischen Verortungen wählten Juden und Jüdinnen ebenso breit gestreut konservative und bürgerliche Parteien, aufgrund des erstarkenden Antisemitismus aber auch zunehmend sozialistische und kommunistische Parteien sowie, durchaus auch in Verbindung mit solchen, zionistische Vereine. „Verwischte Grenzen“ im Privatleben entstanden beispielsweise, wenn in ein- und derselben Familie mehrere Sprachen gesprochen wurden, wenn ein Mädchen aus streng chassidischem Elternhaus mit seinen Einschränkungen vor allem für Frauen zur Kommunistin wurde oder wenn ein junger Mann seine geliebte christliche Partnerin erst mit 70 Jahren heiratete, um seine jüdisch-orthodoxe Mutter nicht zu verletzen. Auch innerhalb der jüdischen Gruppierungen konnten Spannungen, Vorurteile und Abneigungen bestehen, was nur unterstreicht, dass es „das Judentum“ nicht gibt und nie gegeben hat.

Viele in der Ausstellung präsentierte Personen thematisieren den brutalen Antisemitismus, der mancherorts bereits am Spielplatz und in der Volksschule herrschte und bei den jüdischen Kindern schon früh physische und seelische Verletzungen verursachte. Verwischt sind die Grenzen daher auch zum Nationalsozialismus und zur Shoah, auch wenn diese nicht den Hauptfokus der Ausstellung bildet. Schon in den kurzen biographischen Angaben zu den Zitaten werden die Brüche sichtbar, die diese Leben kennzeichneten, wie etwa Flucht oder Überleben in Konzentrationslagern oder Verstecken. Einige Fotos zeigen die Protagonisten mit ihren ermordeten Eltern. Folgerichtig trägt die letzte Station der Ausstellung den Titel „Vorbote der Katastrophe“ und thematisiert in der in diesem Medium gebotenen Kürze die wirtschaftliche Notlage, die politischen Spannungen, gewalttätige Angriffe gegen jüdische Studierende und den bereits wirksamen Faschismus.

dino. Andere Sprachen starben mit ihren vertriebenen, umgesiedelten und entwurzelten Trägern beinahe aus, wie das Gagausische oder Tatarische in Rumänien.

## Jüdische Verortungen

Aber auch die jüdischen Bevölkerungen der neuen Staaten bildeten keine geschlossene Gruppe, sondern zeigten durch Kleidung, Sprache und Religionspraxis ihre jeweiligen, auch durchaus mehrfachen religiösen, politischen und sozialen Verortungen. An religiösen Richtungen reichte die Bandbreite von strenger Orthodoxie, leichter Reform in der ungarischen Neologie, dem mystischen, von Volkskultur geprägten, überaus frommen Chassidismus bis zu allen Schattierungen der Akkulturation, vom Religionswechsel über religiöse Gleichgültigkeit bis zur Ablehnung eines Bekenntnisses. Einige lebten ein von Kindheit an durch die Religion streng bestimmtes Leben, andere definierten das



## „Verwischte“ Objekte

Auch die in der Ausstellung präsentierten Objekte aus dem Jüdischen Museum Wien und der Sammlung Ariel Muzicant wurden aufgrund ihres „verwischten“ Charakters ausgewählt. Ein wunderschön gearbeiteter kleiner Reise-Chanukkaleuchter aus Bosnien wurde aus einer silbernen Gürtelschnalle in Form eines sogenannten „Palmwipfels“ gefertigt, die ein Bestandteil der spaniolisch-bosnischen Frauentracht war.<sup>4</sup> Ritualobjekte wurden in der Regel nach dem zeitgenössischen Geschmack ihres Entstehungsortes gestaltet; in der Ausstellung werden aus der Sammlung Muzicant ein Toraschild (Tass) im Stil des Art Nouveau, Chanukka-Leuchter im Jugendstil der Wiener Werkstätte, aber auch mit den folkloristischen Motiven der bäuerlichen Kultur Polens zu sehen sein. Eine weitere „verwischte Grenze“ bildet auch bei den Objekten die Sprache: Widmungen und Spenderinschriften auf Gegenständen,

deren Ort die unmittelbare Nähe der Torarolle ist und die deshalb heilig sind, werden üblicherweise auf Hebräisch verfasst. Von diesem Grundsatz weicht die Inschrift eines Wiener Toramantels (Me'il) von 1907 ab – aufgrund der Lichtempfindlichkeit nur als Foto präsent – dessen Spender mit dem passenden Namen Friedrich Schiller sich zwar mit hebräischen Buchstaben, aber auf Deutsch verewigte.

Die beliebten Besamimbehälter, in denen man zum Ausgang des Schabbat am Samstag Abend Gewürze herumreicht, damit sich der Duft des heiligen Tages weiter in die profane Woche verbreiten kann, haben originelle Formen wie Turm, Fisch oder sogar Lokomotive. Sie nahmen die Gestaltung alltäglicher Behälter etwa für Nähnadeln auf und materialisieren damit den selbstverständlichen Austausch mit der umgebenden Mehrheitskultur.<sup>5</sup>

Wie die Biographien der in der Ausstellung erzählenden Menschen erzählen auch die Objekte Geschichten von Brüchen, Flucht und neuen Verortungen. Eine Torakrone aus dem Jüdischen Museum Wien stammte ursprünglich aus dem Besitz der Familie Meisels aus

**NEU**  
denken  
heißt:

eine führende  
Business-Bank zu  
sein, die sich als  
Relationship-  
Bank  
versteht.

#neudenkenheißt

 **Raiffeisen Bank  
International**  
Meine Business-Bank.



Jüdische Studenten fliehen vor einem Überfall der Nazis aus dem Anatomischen Institut der Universität Wien, 1933 © ÖNB Bildarchiv

Czieszanow bei Jaroslaw in Galizien und war bis zum Ersten Weltkrieg im synagogalen Gebrauch. Im Krieg wurde sie durch Brand beschädigt, von dem aus Czieszanow geflüchteten Markus Weiss nach Wien mitgenommen und 1927 von ihm dem Alten Jüdischen Museum Wien gespendet. Wie ihr Überbringer überlebte auch dieser Ritualgegenstand Verfolgung und Flucht.<sup>6</sup> Auf einer pragmatischen Vermittlungsebene kann anhand dieser Gegenstände ein wenig Einblick in die jüdische Religionspraxis gegeben werden, die den meisten der zu erwartenden Besucherinnen und Besuchern der Ehemaligen Synagoge vermutlich nur wenig vertraut ist. In einer ehemaligen Synagoge erhalten diese Informationen in Verbindung mit der Ausstellung auf der Frauengalerie zur vernichteten jüdischen Gemeinde St. Pölten eine zusätzliche Dimension.<sup>7</sup>

### Assoziationen zur Gegenwart

Nicht das didaktische Hauptanliegen, aber ein durchaus willkommener Nebeneffekt sind die durch die Zitate erzeugten Assoziationen zur Gegenwart. Zufällig genau während des Skandals der Aufdeckung von NS-

Liedtexten im Liederbuch der Wiener Neustädter Burschenschaft „Germania“ im Jänner 2018 fand ich für die Ausstellung folgendes Zitat: *Die deutschnationalen Studenten, in ‚Burschenschaften‘ zusammengeschlossen, hatten eines gemeinsam: den aggressiven Judenhaß. Zur Abwehr und um sich Respekt zu verschaffen lernten auch die jüdischen Studenten fechten, schlossen sich in nationaljüdischen Vereinigungen zusammen und boten den deutschen aggressiven Elementen tapfer die Stirn.*

Diese Szenerie aus seiner Studienzeit an der Technischen Hochschule in Brünn/Brno beschrieb der 1885 geborene Arnold Hindls.<sup>8</sup>

Auch die Diffamierung der aus Galizien und der Bukowina geflohenen sogenannten „Ostjuden“ erinnert in ihrer Bösartigkeit und mangelnden Einfühlung in ein Flüchtlingsschicksal an aktuelle Diskurse. Eine distanzierende und verachtende Haltung nahmen bei aller Hilfsbereitschaft und Spendenfreudigkeit auch viele bereits alteingesessene Wiener Juden und Jüdinnen ein. Vom Aufruf „Ostjuden hinaus!“ auf einem Plakat in Wien 1923 zum nicht mehr differenzierenden „Alle Juden hinaus“ in Wien 1927 lagen allerdings nur vier Jahre – bis zu seiner Realisierung, die nun auch Menschen betraf, die in ihrer Selbstwahrnehmung längst nicht mehr jüdisch waren, vergingen nur weitere elf.

### Anmerkungen

- 1 Joseph Roth: Lemberg. Frankfurter Zeitung 22. 11. 1924.
- 2 Sammlung Lebenserinnerungen Injoest 14/54/1–4.
- 3 Pieter M. Judson, Habsburg. Geschichte eines Imperiums 1740–1918. München 2017, S. 564–576.
- 4 Jüdisches Museum Wien, Inv. Nr. 144; Max Berger, Wolfgang Häusler, Erich Lessing, Judaica. Die Sammlung Berger. Kult und Kultur des europäischen Judentums. Wien-München 1979, S. 241.
- 5 Felicitas Heimann-Jelinek, Zu Geschichte und Geschichten jüdischer Kultobjekte. In: Nathanael Riemer (Hg.), Einführung in die materiellen Kulturen des Judentums. Jüdische Kultur. Studien zur Geistesgeschichte, Religion und Literatur 31. Wiesbaden 2016, S. 95–118.
- 6 Jüdisches Museum Wien Inv. Nr. 7622; Jacek Purchla, Wolfgang Kos u. a. (Hg.), Mythos Galizien. Wien Museum, 26. März bis 30. August 2015. Wien 2015, S. 270f.
- 7 Siehe auch das virtuelle Memorbuch [juden-in-st-poelten.at](http://juden-in-st-poelten.at).
- 8 Arnold Hindls, Aus meinem Leben. In: Albert Lichtblau (Hg.), Als hätten wir dazugehört. Österreichisch-jüdische Lebensgeschichten aus der Habsburgermonarchie. Wien-Köln-Weimar 1999, S. 288–304, hier S. 304.



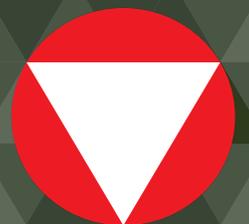
# Kriege gehören ins Museum®



# HGM

HEERESGESCHICHTLICHES MUSEUM

[www.hgm.at](http://www.hgm.at)



UNSER HEER

# Wien digital: Die Stadt



Was ist los in der Stadt? Zum Beispiel das Popfest oder das Filmfestival © Popfest

## Die Veranstaltungsdatenbank

Mit der Veranstaltungsdatenbank der Stadt Wien sind Sie über die attraktivsten Freizeitangebote top informiert. Ob Konzerte, Ausstellungen, ferienspiel oder das Filmfestival, in der Veranstaltungsdatenbank der Stadt Wien findet sich für jeden Geschmack das richtige Event. Zur Auswahl stehen über 120 Kategorien und mehrere tausend Veranstaltungen.

Sie freuen sich schon auf das Wochenende oder möchten am Abend eine Ausstellung besuchen? Überlegen, wohin mit der Familie? Einfach reinklicken und nachschauen auf [www.veranstaltungen.wien.at](http://www.veranstaltungen.wien.at)

Wer auf bestimmte Events aufmerksam gemacht werden möchte, dem sei das neue Push-Service der wien.at live-App empfohlen. Die Echtzeit-Mitteilungen der App liefern gewünschte Infos automatisch und personalisiert aufs Handy. Bei Veranstaltungen kann einfach ein Suchbegriff eingegeben werden, schon werden die Events zum Schlagwort auf das Smartphone geschickt. So verpasst man kein Konzert mehr: [www.veranstaltungen.wien.at](http://www.veranstaltungen.wien.at)

## Das virtuelle Amt ist das beliebteste Service der Stadt

Die Stadt Wien bietet auf ihrem Serviceportal wien.at rund 600 Amtshelferseiten. Diese sind nach Kategorien wie Gesellschaft und Soziales, Gesundheit, Freizeit und Sport oder persönliche Dokumente gegliedert. Sämtliche Amtshelferseiten sind über eine einfache Stichwortsuche abrufbar. Außerdem werden Links anderer österreichischer Verwaltungseinrichtungen (help.gv.at, Ministerien) angezeigt. Egal, ob Informationen über einen neuen Reisepass oder über das Parkpickerl im Wohnbezirk, die Wienerinnen und Wiener nutzen das „Virtuelle Amt – die Amtshelferseiten der Stadt Wien“ sehr gerne. Fast 940 Mal am Tag suchen Bürgerinnen und Bürger der Stadt im virtuellen Amt nach Informationen für einen neuen Reisepass. Nach dem Parkpickerl wird mehr als 43 Mal in der Stunde gesucht. Dies ergab 378.730 Zugriffe im vergangenen Jahr. Auch nach der Wohnbeihilfe, dem Anmelden eines Wohnsitzes oder nach Informationen zu Parkscheinen und Kurzparkzonen wird häufig gesucht.

Die Amtshelferseiten erleichtern, erklären oder ersparen städtische Behördenwege. Mehr als 250 Amtswege können online erledigt werden. Einfach und schnell! [www.wien.at/amtshelfer/](http://www.wien.at/amtshelfer/)

## WienBot – Schnelle Antwort garantiert

Ob Fragen zu Bezirksämtern, dem Meldezettel, Parken oder Veranstaltungen – Wienerinnen und Wiener können mithilfe des kostenlosen „WienBot“ schnell und einfach an gewünschte Informationen gelangen. Wien hat als erste Großstadt überhaupt einen Chatbot für Bürgerinnen und Bürger eingerichtet, über den diese Antworten auf ihre Fragen bekommen. Die App ist Teil der Informationsoffensive der Stadt, mit der die Services der Stadtverwaltung noch näher an die Bürger und Bürgerinnen gebracht werden.

# online erleben



Viele Events der Stadt finden sich  
in der Veranstaltungsdatenbank  
© Stadt Wien Marketing

„Wie lange gilt die Kurzparkzone im 16. Bezirk?“ „Ich habe meinen Schlüssel verloren, was nun?“ oder „Was brauche ich alles für einen neuen Reisepass?“ Während Suchmaschinen eine Liste mit Links anbieten, gibt der „WienBot“ konkrete Antworten.

Der WienBot gibt Antworten zu mehr als 350 Stadt-Themen. Mit jeder Frage lernt das Service dazu: Anfragen werden ausgewertet und das Informationsangebot laufend angepasst.

Wienerinnen und Wiener können dank Spracherkennung auch ganz ohne Tippen an ihre Informationen kommen und die Sprachausgabe für die gesuchten Informationen nutzen. Mit diesem ganz besonderen Feature setzt die Stadt auf Authentizität, die das Chatting mit dem virtuellen Beamten mit einer eigenen Wiener Stimme noch charmanter macht.

Der WienBot wurde vom Presse- und Informationsdienst der Stadt entwickelt und mit Unterstützung des MA 14 Innovationsteams PACE realisiert. Mit dem Angebot als eigene App für iOS und Android setzt die Stadt Wien auf einen einfachen Zugang, der auch ohne Social-Media-Accounts und Datenschutz-Bedenken genutzt werden kann. [www.wienbot.at](http://www.wienbot.at)



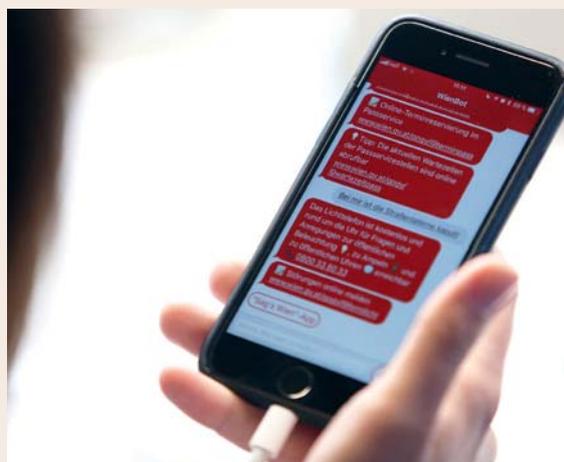
➤  
Der WienBot ist ein  
neues Servicefeature  
der Stadt Wien

## Service-Link:

**Android:** [play.google.com/store/apps/details?id=at.gv.wien.wienbot](https://play.google.com/store/apps/details?id=at.gv.wien.wienbot)

**iOS:** [itunes.apple.com/at/app/wienbot/id1299695098?mt=8](https://itunes.apple.com/at/app/wienbot/id1299695098?mt=8)

Den WienBot gibt es als eigene  
App © PID/Martin Votava



Bezahlte Anzeige

# Heimkehr und Revolution

Karen Bähr

Mit seinem autobiographischen Werk „Die Welt von Gestern“ macht es sich Stefan Zweig zur Aufgabe, das Schicksal einer „einmaligen Generation“ zu erzählen, *die wie kaum eine im Laufe der Geschichte mit Schicksal beladen war. Jeder von ihnen war in seiner innersten Existenz aufgewühlt worden von den fast pausenlosen vulkanischen Erschütterungen unserer europäischen Erde; und Zweig selbst wusste sich inmitten der Unzähligen keinen anderen Vorrang zuzusprechen als den einen: als Österreicher, als Jude, als Schriftsteller, als Humanist und Pazifist jeweils just dort gestanden zu sein, wo diese Erdstöße am heftigsten sich auswirkten.*<sup>1</sup>

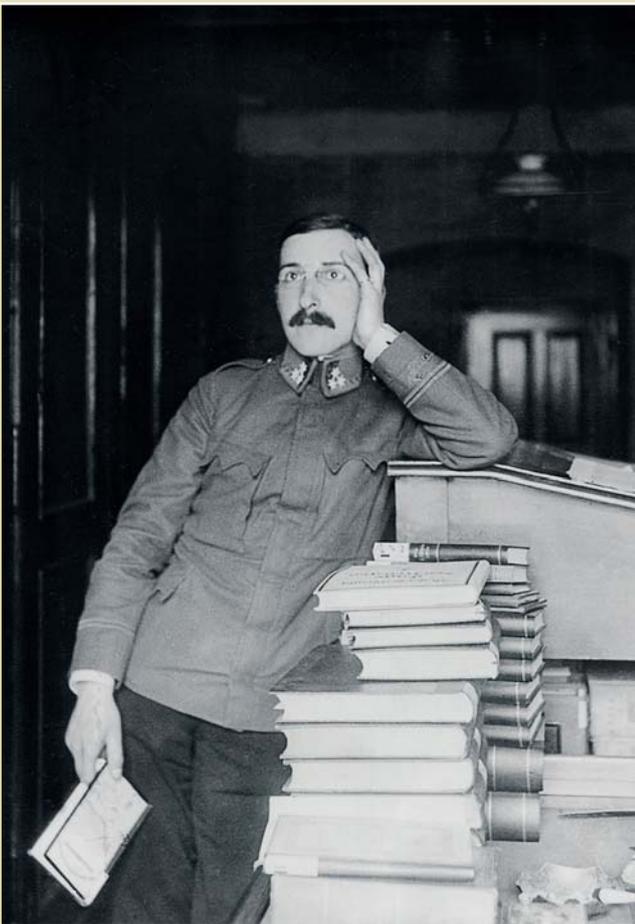
Zweig beschreibt sich selbst als Österreicher, Jude, Schriftsteller, Humanist und Pazifist und macht damit die Komplexität von individuellen Identitäten und Zugehörigkeiten deutlich, die über die Summe ihrer Teile hinausgehen. Fragen der sich wandelnden Identität und Selbstdefinition von jüdisch-österreichischen Kriegsteilnehmern sollen hier an den Konzepten „Revolutionär“, „Jude“, „Österreicher“ und „Staatsbürger“ aufgeworfen werden. Wie diese „einmalige Generation“ die Erschütterung des Kriegsendes 1918 und den Zerfall des Habsburger Reiches erlebte, wird am Beispiel von drei Autoren untersucht: Leo Perutz, 1882 in eine assimilierte Prager Familie geboren, lebte ab 1901 in Wien. Im zweiten Kriegsjahr publizierte Perutz seinen ersten Roman, wurde eingezogen und wenige Monate später an der Ostfront schwer verwundet. Das Kriegsende erlebte er in Wien, wo er erst als Versicherungskaufmann, dann hauptberuflich als Autor arbeitete. 1938 floh er nach Palästina und verstarb zwanzig Jahre später in Österreich.

Joseph Roth, geboren 1894, stammte aus einer religiösen Familie im galizischen Brody. Kurz vor Kriegsbeginn zog er zum Studium nach Wien und meldete sich 1916 freiwillig zum Kriegsdienst. Eingesetzt wurde Roth in einer Presseredaktion in Galizien, wo er auch das Kriegsende erlebte. Da Roth jüdisch und aus Galizien war, hatte er bis in die zwanziger Jahre Probleme, die österreichische Staatsbürgerschaft zu erhalten. Nach dem Krieg zog Roth erst nach Berlin, lebte dann an wechselnden Orten, bis er 1939 unter anderem an den Folgen seiner Alkoholsucht verstarb.

Der dritte Autor in dieser Betrachtung ist Eugen Hoeflich: 1891 in eine assimilierte Wiener Familie geboren, wurde er wegen seiner sozialistischen Einstellung vom Studium der Arabistik ausgeschlossen. Nach wenigen Monaten Kriegsdienst verwundet und zum Offizier befördert, führte er 1917 eine österreichische Einheit in Jerusalem, bis er wegen „pansemitischer Propaganda“ nach Wien zurückkehren musste. In der Revolution engagierte Hoeflich sich in der „Jüdischen Legion“, einer Einheit der Wiener Volkswehr. Er wanderte 1927 nach Palästina aus und lebte dort als Moshe Ya'akov Ben-Gavriël bis zu seinem Tod 1965.

Wir haben es also mit dem böhmisch-wienerischen Autor Leo Perutz zu tun, der mit der Revolution liebäugelte, aber seine bürgerliche Existenz als Österreicher nach Kriegsende unerschüttert fortsetzte; mit dem galizisch-religiös aufgewachsenen Autor Joseph Roth, der im neuen Staat nur widerwillig aufgenommen wurde und sich im deutschen Ausland verdingen musste; und mit dem assimilierten Wiener Autor Eugen Hoeflich, der durch den Krieg nach Palästina kam

# Jüdische Soldaten nach dem Ersten Weltkrieg



*Stefan Zweig im Wiener Kriegsarchiv während des Ersten Weltkriegs © Stefan Zweig Zentrum Salzburg*

und sich militärisch in der Revolution für die jüdisch-zionistische Sache einsetzte, bis er Österreich in Richtung Palästina verließ. Die drei Schriftsteller gingen sehr verschiedene Wege in der Auseinandersetzung mit dem Österreichischen, dem Deutschen, dem Jüdischen und dem Sozialistisch-Revolutionären, sie haben aber auch viele Gemeinsamkeiten: Alle drei waren im Krieg an der Ostfront eingesetzt, schrieben journalistisch

sowie belletristisch und kannten sich wohl durch Wiener Literatencafés und die Mitarbeit an der Wiener Wochenschrift „Der Friede“. Zwei der drei setzten sich später in erfolgreichen Romanen mit der Heimkehr der Soldaten auseinander: Joseph Roth veröffentlichte 1927 im Kurt Wolff-Verlag in München den als „Bericht“ gekennzeichneten Roman „Die Flucht ohne Ende“, der ungewollt zum Manifest der „Neuen Sachlichkeit“ wurde. Leo Perutz publizierte ein Jahr später im Berliner Ullsteinverlag den Bestseller „Wohin rollst du, Äpfelchen ...“.<sup>2</sup> Roth macht seinen Protagonisten gleich zu Beginn als Sohn eines österreichischen Majors und einer polnischen Jüdin aus Galizien als österreichisch, jüdisch und polnischsprachig kenntlich. Perutz thematisiert die Herkunft seines Protagonisten nur insoweit, als dass dessen Familie in Wien wohnt.

## Die Situation der Juden vor 1914

Mit dem Grundrechtskatalog von 1867 wurde die rechtliche Emanzipation der Juden in der österreichischen Reichshälfte abgeschlossen. Juden wurden jedoch nicht als nationale, sondern als religiöse Gruppe verstanden. Das heißt, sie zählten nicht zu den elf

**JUDEN!**

**Jüdische Soldaten, Arbeiter, Angestellte, Bürger, Jugend!**

Zum Schutze der Ordnung und Ruhe wird von der Behörde eine allgemeine Volkswehr und Stadtschutzwache organisiert und wir haben das Recht erhalten, innerhalb derselben eine eigene Jüdische Gruppe zu stellen.

Wir alle, Bewohner Wiens, haben das grösste Interesse, jede Unruhe und Unordnung, die entstehen könnte, vermieden zu sehen. Es ist daher Eure heilige Pflicht gegenüber der Stadt, gegenüber Euch selbst und gegenüber Eurer Nation, zu tun, was in Eurer Macht steht.

**Tretet alle Mann für Mann der Jüdischen Gruppe der allgemeinen Wiener Volkswehr und Stadtschutzwache bei!**

Wer keine Waffe tragen kann, dient der Stadt und seinem Volk durch Hilfs- und Ordnungsdienste, durch Geldspenden, durch Beistellung von Wagen, Fahrrädern, Autos, Schreibmaschinen, Büros, Waffen usw.

Wir tragen neben dem allgemeinen Abzeichen das blau-weiße Band.

Jeder Mann erhält täglich 6 Kronen und dreimal Menage sowie auch Quartier.

**Auskünfte für Jüdische Soldaten: II. Gredlerstrasse 2.**

**Anmeldungen: Stadtschutzwache (Jüdische Gruppe) in den Bezirksämtern: I. Wipplingerstr. 8, II. Karmeliterg. 9, XX. Brigittaplatz 40.**

**Der Jüdische Nationalrat für Deutsch-Oesterreich.**

*Aufruf der Jüdischen Wiener Volkswehr von 1918 © Österreichische Nationalbibliothek*

anerkannten Nationalitäten wie Deutsche, Ungarn, Tschechen, Polen, Ukrainer, Rumänen, Slowaken, Slowenen, Kroaten, Serben und Italiener. Verwendeten sie Deutsch als Umgangssprache, wurden sie meist als Deutsche gezählt. Der Staat, dessen korrekte Bezeichnung schwerfällt, Cisleithanien, die österreichische Reichshälfte oder offiziell „die im Reichsrat vertretenen Königreiche und Länder“ war ein Vielvölkerstaat, der von seinen Bürgern politische Loyalität erwartete, aber keine nationale Identität anbot. Die Historikerin Marsha Rozenblit vertritt die Ansicht, dass die jüdische Bevölkerung im Habsburger Reich deswegen eine dreigeteilte Identität entwickelte: Sie sahen sich als österreichische Patrioten, die den Kaiser unterstützten, passten sich in Sprache und Kultur ihrer deutschen, tschechischen oder polnischen Umgebung an und verstanden sich als Teil der jüdischen Gemeinschaft.<sup>3</sup> Das gab ihnen mehr Freiheiten als den Juden, die in Nationalstaaten wie Deutschland oder Frankreich wohnten, deren Bevölkerungen sich als Abstammungsgemeinschaften verstanden. Österreichische Juden lebten vor dem Ersten Weltkrieg in sehr unterschiedlichen Lebenswelten und praktizierten vielfältige Lebensstile: In Galizien und der Bukowina erreichte die jüdische Bevölkerung die Millionengrenze, die meisten von

ihnen sehr religiös, arm und jiddischsprachig. Einige hatten sich der polnischen oder deutschen Kultur geöffnet und waren als Kaufleute oder Fabrikbesitzer Teil der bürgerlichen Mittelschicht. Die jüdische Bevölkerung Böhmens und Mährens, 1910 circa 130.000, hatte zum Großteil die deutsche Sprache und Kultur angenommen. Die jüdische Bevölkerung Wiens war in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts meist aus Böhmen, Mähren, Ungarn oder Galizien zugewandert, sprach Deutsch und eine unbestimmte Zahl praktizierte die jüdischen Traditionen nicht mehr.<sup>4</sup> Lebten 1830 1.500 Juden in Wien, waren es 1914 bereits 175.000.<sup>5</sup>

## Im Ersten Weltkrieg

In der Kriegsbegeisterung und -beteiligung standen die jüdischen Österreicher ihren nichtjüdischen Mitbürgern in nichts nach. Sie kauften Kriegsanleihen, meldeten sich freiwillig zum Kriegsdienst und halfen Kriegsflüchtlingen. In der k.u.k. Armee dienten im Ersten Weltkrieg zwischen 275.000 und 400.000 jüdische Soldaten. Ungefähr jeder Zehnte fiel. Genauere Angaben sind nicht möglich, da viele Soldaten keine ordentlichen Grundbuchsblätter, sondern nur provisorische „Evidenzblätter“ ohne Angabe der Religion

erhielten.<sup>6</sup> Durch ihren Einsatz im Krieg versuchte die jüdische Bevölkerung ihre uneingeschränkte Loyalität zum Staat zu beweisen. Ihre Opferbereitschaft erhöhte sich dadurch, dass gegen Russland gekämpft wurde, dem sie vorwarfen, die osteuropäischen Juden zu unterdrücken und in Pogromen zu ermorden. Als die russische Armee zu Kriegsbeginn Galizien und die Bukowina besetzte, wurden unzählige Juden ermordet und ihre Häuser zerstört. 400.000 Juden flohen nach Westen. Rund ein Drittel der Flüchtenden erreichte bis zum Sommer 1915 Wien.<sup>7</sup> Einige dieser Flüchtlinge, die der Krieg in die Hauptstadt brachte, hatten dort Verwandte, die sie aufnahmen, wie Joseph Roth seine Mutter und seinen Onkel.

Keiner der drei hier betrachteten Autoren hat nachweislich größere Kriegsbegeisterung gezeigt. Ob sich Eugen Hoeflich freiwillig meldete oder ob sein Regiment, das k.u.k. Feldjäger Bataillon Nr. 25, ohnehin als eines der ersten mobilisiert und eine freiwillige Meldung damit überflüssig wurde, bleibt unklar.<sup>8</sup> Leo Perutz versuchte, einem Fronteinsatz mit Verweis auf seine Sehschwäche und sein schwaches Herz zu entgehen, blieb aber erfolglos. Bei Joseph Roth gibt

es, wie zu fast allem in seinem Leben, mehr als eine Erzählung darüber, wie er zur Armee kam. Sein Biograph Wilhelm von Sternburg hält es für wahrscheinlich, dass auf Roth nach zwei Zurückstellungen wegen mäßiger Kriegstauglichkeit der Druck wuchs, seinen Patriotismus durch eine freiwillige Meldung 1916 zu beweisen.<sup>9</sup>

Schon während des Krieges unterschieden sich die Erfahrungen der jüdischen Soldaten von denen ihrer nicht-jüdischen Kameraden. Georg Fröschel, im Ersten Weltkrieg Leutnant, ab 1917 im Kriegspressequartier in Wien, später Schriftsteller und Regisseur in Berlin, wo er bei Ullstein die Publikation des „Äpfelchen“-Romans von Leo Perutz betreute, beschreibt die Herausforderung, vor der jüdische Soldaten standen, so:

*Keiner kam lebend nach Hause zurück. Und daß ich lebend zurückkam, finde ich völlig unbegreiflich, denn ich mußte ja immer beweisen, daß der Jude kein Feigling ist. Darum mußte ich immer ein bißchen tapferer, immer ein bißchen mutiger und immer ein bißchen aggressiver sein als jeder andere. Ich kam nach Hause, und heute bin ich der einzige Überlebende des Regiments und der ganzen Epoche.<sup>10</sup>*



Die Postkarte „An meine lieben Juden“ (zwischen 1914–1917) zeigt den russischen Zar Nikolaus, der bei der Ermordung jüdischer Bürger zusieht © Österreichische Nationalbibliothek



## Heimatrecht, Staatsbürgerschaft und Identität

Das Habsburger Reich zerbrach, bevor der Krieg offiziell beendet war: Am 7. Oktober 1918 wurde ein unabhängiges Polen, am 28. Oktober 1918 die Tschechoslowakische Republik und tags darauf das Königreich der Slowenen, Kroaten und Serben ausgerufen. Mit dem Austritt Ungarns aus der Realunion am 31. Oktober 1918 hörte die k.u.k. Monarchie auf zu existieren. Zurück blieb ein kleiner Staat, dessen zukünftige Gestaltung vorerst noch unklar war: Deutschösterreich. Unklar waren seine Grenzen, sein Staatsvolk und sein Verhältnis zur Deutschen Republik, mit der man eine Vereinigung beabsichtigte. Diese Vereinigung wurde durch die Alliierten in den Pariser Vorortverträgen unterbunden, die dem Staat Deutschösterreich auch den Namen „Republik Österreich“ zuwiesen. In der Monarchie war die Beziehung von Staat und Bürgern durch zwei Rechtsformen geregelt: Die Staatsbürgerschaft und das Heimatrecht. Die Staatsbürgerschaft berechnete zum Pass und verpflichtete zum Militärdienst. Das Heimatrecht regelte die Fürsorgepflicht der Kommune bei Krankheit oder Armut. Wenn eine Familie umzog, zog das Heimatrecht nicht automatisch mit.

Die Familienmitglieder wurden in der neuen Kommune zu „Fremden“, die keinen Anspruch auf Fürsorge hatten. Dieses Heimatrecht regelte auch die Eingliederung in die Armee. Leo Perutz beispielsweise versuchte erfolglos, sich nach dem Tauglichkeitsbescheid in Wien freiwillig zu melden, um nicht nach Böhmen einberufen zu werden. Da die Familie das Heimatrecht noch in Rakonitz hatte, musste Perutz nach seiner Einberufung 1915 Wien in Richtung Böhmen verlassen.

Da nach der Auflösung der Habsburgermonarchie der Ort der Heimatberechtigung und der Wohnort vieler Bürger in zwei verschiedenen Staaten lagen, mussten sie sich für eine Staatsbürgerschaft entscheiden. Die Republik Deutschösterreich versuchte einerseits, möglichst viele deutschsprachige Bürger zu Staatsbürgern zu machen, andererseits aber möglichst wenige „Ostjuden“, die aus Galizien oder der Bukowina nach Wien geflohen waren, einzubürgern. Da der Vertrag von St-Germain-en-Laye ein Optionsrecht „nach Rasse und Sprache“ vorsah, wurden ab 1921 auf Weisung des österreichischen Innenministers Leopold Waber Optionsansuchen von „Ostjuden“ unter Hinweis auf ihre Rasse abgewiesen.<sup>11</sup> Das führte dazu, dass Mitte 1921 noch 200.000 jüdische Bürger heimatlos waren.<sup>12</sup> Das Problem der jüdischen Bevölkerung war, dass es keinen



Linke Seite: Eugen Hoeflich als österreichischer Offizier an der Klagemauer in Jerusalem, 1917, 3. von rechts  
© Israelische Nationalbibliothek

Oben: Joseph Roth bei der Einjährig-Freiwilligen-Schule des 21. Feldjäger-Bataillons 1916, 2. Reihe, 1. von rechts  
© Leo Baeck Institute New York

Staat gab, in dem die Mehrheit der Bevölkerung dort aus Personen besteht, welche die gleiche Sprache sprechen und derselben Rasse zugehören wie sie.<sup>13</sup> Auch Joseph Roth fiel in die Kategorie „Ostjude“, da er erst im Sommer 1914 nach Wien gezogen war, sein Heimatrecht in Brody hatte und jüdischer Herkunft war. Weil das Gebiet um Brody von polnischen und ukrainischen Truppen umkämpft war, gelang es ihm im Herbst 1918 nicht, dort eine Geburtsurkunde für die Beantragung der österreichischen Staatsbürgerschaft zu erhalten. Er floh vor der Einberufung in die ukrainische Armee. Der Kampf um die österreichische Staatsbürgerschaft zog sich bis in die späten 1920er Jahre. Joseph Roth versuchte, seine Abstammung und Erziehung deutscher aussehender zu lassen und verschwieg in einem Brief an das Innenministerium seine jüdische Herkunft. Vorerst

konnte er aber nur mit einem polnischen Pass reisen. Noch 1928 schrieb er an den befreundeten deutschen Journalisten Benno Reifenberg:

*Meine Dokumentenangelegenheit ist verworren und schwierig. Sie wissen unter welchen Umständen ich aus einem Russen ein Österreicher geworden bin – und jetzt muss ich nachweisen, daß ich ein Österreicher war. Die abenteuerlichen Mittel, mit denen ich mir Namen, Daten, Schulen, Militär verschafft habe, sollen auf ihre Grundlagen geprüft werden – und ich arbeite seit zwei Wochen daran, meine schriftstellerische und journalistische Existenz vor Behörden, die nicht wissen, wer ich bin, als die einzig maßgebende zu beweisen.<sup>14</sup>*

Die Staatsbürgerschaft wurde für Roth zur Existenzfrage; seine Fähigkeit, fiktionale Geschichten über seine Herkunft möglichst glaubhaft zu erzählen, überlebenswichtig. Ohne Staatsbürgerschaft und Pass konnte Roth weder einen Hausstand für seine kranke Frau gründen noch weiter als Reisejournalist arbeiten. Immer wieder griff Joseph Roth die staatlich verordnete Heimatlosigkeit in seinem Werk auf, wie in der Geschichte vom Notar Imre Ziska, der eigentlich anderen ihre Papiere beglaubigte und nun selbst ohne Dokumente dastand. Weder die Slowakei noch Ungarn wollten ihn als Bürger.



„Ein invalid geschossener Offizier, in dessen schäbiger Leutnantsuniform der Romandichter Leo Perutz steckte“ (Uniformierter vorne links) bei der letzten Fahrt des Kriegspressequartiers in die Ukraine im September 1918. Arnold Hoellriegel [= Richard A. Bermann]: Die letzte Fahrt des K.-P.-Q. In: Der Wiener Tag, Beilage Der Sonntag, 11. November 1934

Zwischen den Grenzen hing Imre Ziskas dokumentarisches Ich in der Luft und zappelte mit den heimatwehen Beinen. Körperlich war der Notar vorhanden, staatsbürgerlich existierte er nicht. In keinerlei Grundbüchern stand sein Name verzeichnet. Pflicht- und rechtlos, unbeglaubigt und problematisch lebte der Notar. Er atmete, aß und trank, also war er. Er dachte sogar und lebte also, auch im philosophischen Sinne. Aber er bekam keinen Paß. Und also lebte er nicht.<sup>15</sup>

Um seine körperliche Existenz seiner staatsbürgerlichen anzupassen, erhängte er sich und ging ins Jenseits, wo ihn beim Eintritt wohl niemand nach seinem Pass fragte.

## Revolution

Die revolutionären Spannungen zwangen die Heimkehrer sich politisch zu bekennen, ob monarchistisch, sozialdemokratisch, kommunistisch oder zionistisch. Eugen Hoeflich entschied sich für die Selbstverteidigung der jüdischen Bevölkerung und trat der Jüdischen Legion bei. Ihre Gründung beschreibt er in seinem Tagebuch:

7. November Ich, tatsächlich ich, Eugen Hoeflich, bin jüdischer Legionsoffizier. [...] Dann [nach der Revolution, K.B.] trat wieder Ruhe ein und die Armee löste sich innerhalb eines halben Tages so gründlich auf, dass,

abgesehen von einigen noch nicht geplünderten Magazinen, nichts als ihr zweifelhaftes Andenken übrig blieb. Plötzlich fühlte Jeder sich durch ungeheure Unsicherheit bedroht und begann irgendwelche Sicherungsvorschläge in die Öffentlichkeit hinauszuspähen, sodass die Organisatoren von Nationalschutzsicherheitsvolkwehrgarden wie Fliegenpilze aus dem Wiener Boden hervorschoßen. Aus der Überlegung heraus, dass ein Schutz vor Pogrommen [sic!] besonders wichtig ist entschlossen wir uns, die geplante Selbstwehr grosszügig anzulegen und begannen eine Werbeaktion für eine militärische jüdische Legion [...]. Trotz des ungeheuren Widerstandes den oesterreichische Borniertheit, Desorganisation und sozialdemokratische Ablehnung nationaljüdischer Angelegenheiten bilden, haben wir den Grundstock zu einer kleinen jüdischen Streitmacht, der ersten, die Europa sah.<sup>16</sup>

Die Jüdische Legion war Teil der Volkswehr, die Adolf von Boog, ein bekennender Antisemit, führte. Auch die revolutionären „Roten Gärten“ unter dem jüdischen Prager Egon Erwin Kisch, über den Hoeflich abfällig bemerkt, dass er vor sechs Wochen noch der kaiser- und königlichste Berichtstatter dieser ruhmreichen Armee war, waren Teil der Volkswehr. Leo Perutz dagegen saß zwischen den politischen Stühlen. Einerseits neigte er den gemäßigten Sozialdemokraten zu, andererseits brachte er der Roten Garde Flugblätter und gewährte seinem Freund Kisch ein Versteck vor der juris-

tischen Verfolgung. Er soll sogar seine Frau gebeten haben, ihm die kaiserliche Kokarde besonders fest anzunähen, um auf der Ringstraße spazieren zu gehen, wo immer wieder Leute versuchten, ihm die Kokarde abzureißen – nur um sich nicht vorschreiben zu lassen, welche Kokarde er zu tragen habe, auch wenn er eigentlich revolutionär gesinnt war. Viele Erdstöße hatte diese Zweig'sche Generation von Österreichern und Juden auszuhalten: den Krieg, die Neuordnung des Staates, Revolution, Hunger und die andauernde Wirtschaftskrise. Immer wieder stellte sich dadurch die Frage nach politischer, nationaler und religiöser Identität, die die Autoren Hoeflich, Roth und Perutz sehr unterschiedlich beantworteten. Hoeflich kämpfte für die Selbstverteidigung der jüdischen Bürger, während Perutz unentschlossen blieb und Roth versuchte, seinen Status als Staatsbürger zu klären. Er wurde nicht als österreichischer Bürger angenommen, während Perutz keine Probleme damit hatte und Hoeflich sich entschied, lieber an der Gründung eines jüdischen Staates in Palästina mitzuwirken. Von drei jüdischen Autoren und Kriegsteilnehmern will beziehungsweise darf nur einer sein Vorkriegsleben fortsetzen. An den aufgezeigten Aspekten nationaler, religiöser und politischer Identität wird die Bandbreite der Wege deutlich, die österreichisch-jüdische Autoren im und nach dem Ersten Weltkrieg genommen haben.

### Anmerkungen

- 1 Stefan Zweig, *Die Welt von Gestern. Erinnerungen eines Europäers* [1942]. Berlin 2013, S. 11.
- 2 Leo Perutz, *Wohin rollst du, Äpfelchen... Vorabdruck in der Berliner Illustrierten Zeitung ab 25. März 1928*. Buch Ullstein Verlag, Berlin 1928.
- 3 Marsha L. Rozenblit, *Reconstructing a National Identity. The Jews of Habsburg Austria during World War I*. Oxford-New York 2001, S. 4.
- 4 Dies., *The Dilemma of National Identity. The Jews of Habsburg Austria in World War I*. In: *CEU Jewish Studies Yearbook* (2002–2003), S. 147–158, hier S. 147–148.
- 5 Robert Wistrich, *Aufstieg und Fall des Wiener Judentums*. In: Marcus G. Patka (Hg.), *Weltuntergang. Jüdisches Leben und Sterben im Ersten Weltkrieg*. Wien 2014, S. 35.
- 6 Erwin A. Schmidl, *Habsburgs jüdische Soldaten. 1788–1918*. Wien-Berlin 2014, S. 115.
- 7 David Rechter, *Die große Katastrophe. Die österreichischen Juden und der Krieg*. In: Marcus G. Patka (Hg.), *Weltuntergang. Jüdisches Leben und Sterben im Ersten Weltkrieg*. Wien 2014, S. 12–25, hier S. 20–21.
- 8 Mosheh Ya'akov Ben-Gavriël, *Tagebücher 1915 bis 1927*. Wien 1999, S. 249.
- 9 Wilhelm von Sternburg, *Joseph Roth. Eine Biographie*. Köln 2009, S. 161.

- 10 Georg Fröschel erzählt aus seinem Leben. In: *Filmkritik* 27/1983, S. 110.
- 11 Hannelore Burger, *Heimatrecht und Staatsbürgerschaft österreichischer Juden. Vom Ende des 18. Jahrhunderts bis in die Gegenwart*. Wien-Graz u.a. 2014, S. 204–205.
- 12 Rechter (wie Anm. 7), S. 13–14.
- 13 *Staatsvertrag von Saint-Germain-en-Laye vom 10. September 1919*, Artikel 80, StF: StGBI. Nr. 303/1920 idF.
- 14 Joseph Roth, *Briefe 1911–1939*. Hg. und eingeleitet von Hermann Kesten. Köln 1970, S. 136–137.
- 15 Joseph Roth, *Romane und Erzählungen. 1915–1923*, Bd. 4. Köln-Amsterdam 1989, S. 1292–1295, hier S. 1293.
- 16 Ben Gavriël (wie Anm. 8), S. 57–58.

### Weiterführende Literatur

- Johann Georg Lughofer, Mira Miladinović Zalaznik (Hg.), *Joseph Roth. Europäisch-jüdischer Schriftsteller und österreichischer Universalist*. Berlin 2011.
- Hans-Harald Müller, Leo Perutz. *Biographie*. Wien 2007.
- Klemens Renoldner (Hg.), *Stefan Zweig – Abschied von Europa*. Wien 2014.
- Sarah Panter, *Jüdische Erfahrungen und Loyalitätskonflikte im Ersten Weltkrieg*. Göttingen 2014.
- Edward Timms, *Citizenship and „Heimatrecht“ after the Treaty of Saint-Germain*. In: Ritchie Robertson, Edward Timms (Ed.), *The Habsburg Legacy. National Identity in Historical Perspective (Austrian Studies)*. Edinburgh 1994, S. 158–168.



**AK BIBLIOTHEK WIEN  
FÜR SOZIALWISSENSCHAFTEN**

500.000 Bücher, in- und ausländischen Tageszeitungen, 800 Fachzeitschriften, 30.000 E-Books, E-Journals und Audiobooks, DVD-Sammlung „Arbeit im Film“ und medien.arbeiterkammer.at mit allen AK Publikationen

**Prinz Eugen-Straße 20–22, 1040 Wien**  
**Öffnungszeiten: Mo bis Fr von 10–19.30 Uhr**  
 (Ausgabezeiten von 12–18 Uhr)  
**Servicetelefon (01) 501 65-2352**  
**E-Mail [bibliothek@akwien.at](mailto:bibliothek@akwien.at)**  
**[wien.arbeiterkammer.at/bibliothek](http://wien.arbeiterkammer.at/bibliothek)**

**AK BIBLIOTHEK**

**WISSEN IST MACHT**

# Das letzte Leintuch oder letzte Reisen zwischen

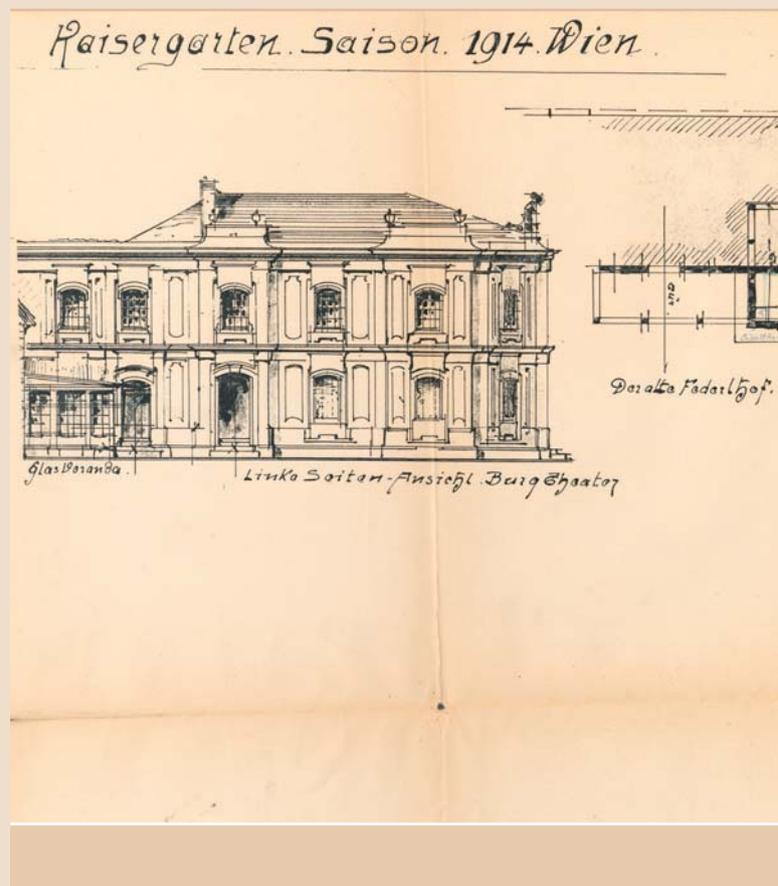
## Der Erste Weltkrieg und das

Susanne Korbelt

Als Josef Koller 1931 das „Standardwerk“ zum „alten Wiener [und Budapester] Volkssängertum“ verfasste, beklagte er darin den sich vollziehenden oder eigentlich bereits vollzogenen Untergang der Szene. Deshalb schrieb er ein „Memorandum“, das mahnte, der großen Wiener Volkssängerinnen und Volkssängern zu gedenken:<sup>1</sup>

*[D]ie Gilde der Volkssänger [ist] bis auf die wenigen Genannten fast ausgestorben. [...] Mit der Schaffung ‚Groß-Wiens‘ vollzogen sich nicht nur große Wandlungen im Stadtbilde, auch die Gedankenwelt des Wieners und seine Gefühlsempfindungen wurden tangiert. Man kam langsam zur Einsicht, daß es außer ‚Humor‘ und ‚Gaude‘ auch noch andere Dinge gibt, die Beachtung verdienen. Der stark betonte Lokalpatriotismus verlor etliche Grade seines Gehalts, die Loblieder auf Wien verfangen nicht mehr so wie einst. Die gute Gesellschaft, die früher beim Volkssänger anzutreffen war, mied die alten Stätten der Gemütlichkeit, die auch nach und nach versanken. [...] Die wienerische Note erfuhr eine Verwässerung. Das internationale Moment begann sich auszuwirken. Man importierte Lieder aus Deutschland und England und lokalisierte sie. Die neue Geschmacksrichtung zerstörte alle Pläne der um ihre Existenz kämpfenden Volkssänger. [...] In ihrer Bedrängnis sprechen die Volkssänger bei Kaiser Franz Josef vor und klagen ihm ihre Not. [...] Nun kam der Krieg und der Notschrei der Volkssänger verhallte.<sup>2</sup>*

Wenig Relevanz für die Frage, warum das „alte Volkssängertum“ untergegangen war, maß Koller dem Ersten Weltkrieg bei. Vielmehr sah er die baulichen Veränderungen des städtischen Erscheinungsbildes und insbesondere deren Rückwirken auf die Gemütslage der Stadtbevölkerung sowie ein sich immer stärker auswirkendes „internationales Moment“ als Grund für den Untergang der Varieté- und Volkssängerszene. Koller,



Nachbau des Burgtheaters für den  
Kaisergarten im Prater, Saison 1914  
© Wiener Stadt- und Landesarchiv



dapest und Wien, so der Kulturwissenschaftler Moritz Csáky, eine neue Qualität an Mobilität aus. Im Kontext der sogenannten jüdischen Massenmigration, im Zuge derer seit den 1880er Jahren rund zwei Millionen Jüdinnen und Juden aus Osteuropa westwärts emigriert waren, war Mobilität zwischen den Städten alltäglich geworden.<sup>4</sup> Auch Volkssängerinnen und Volkssänger begannen zunehmend zwischen den Städten der Monarchie, aber auch zwischen den Kontinenten zu reisen, sodass am Vorabend des Ersten Weltkrieges ein reger Austausch in der Varieté- und Volkssängerszene der Residenzstädte der Monarchie bestand. Jüdinnen und Juden reisten gemeinsam mit Nichtjüdinnen und Nichtjuden durch die Städte und gaben als Volkssängerinnen und Volkssänger, Artistinnen und Artisten wie auch Komikerinnen und Komiker ihr Repertoire an einer Vielzahl von Orten zum Besten. Die meisten

Künstlerinnen, Künstler und Ensembles erfreuten sich gleichermaßen in Budapest wie Wien an Beliebtheit.<sup>5</sup> Es ist kein Zufall, dass sich eines der bekanntesten (jüdischen) Volkssängerensembles in Wien „Budapester Orpheumgesellschaft“ nannte und sich die erste Besetzung dieser Gruppe im Zuge einer Talentschau in der ungarischen Hauptstadt zusammengefunden hatte.<sup>6</sup>

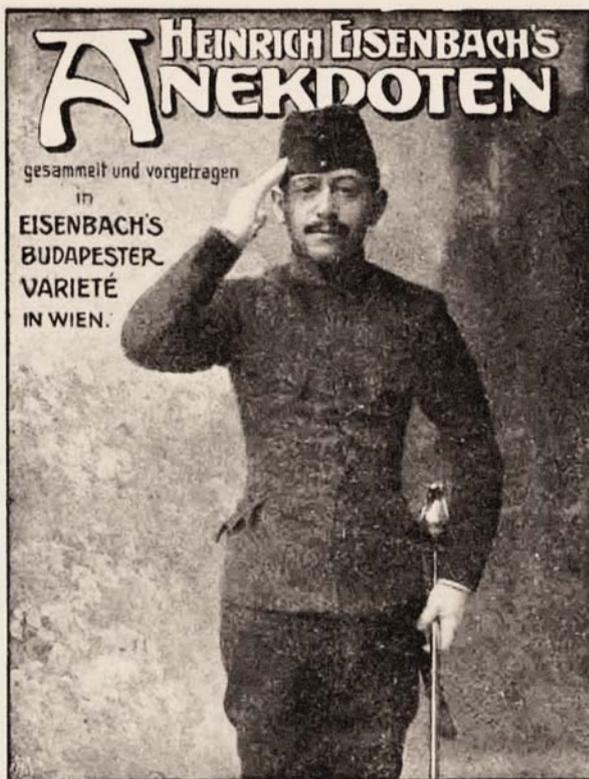
Mit den baulichen Veränderungen der Städte begannen auch Varietés, Singspielhallen und Orpheen sprichwörtlich aus dem Boden zu sprießen. Die Szene der populären Unterhaltung erblühte. Soireen zogen sich nächtelang und die Stars der Varietés und Singspielhallen wurden gefeiert wie nie zuvor. Bei Speis und Trank lauschte das Publikum den Couplets, Einaktern, Soloszenen und Liedern der Volkssänger und Volkssängerinnen. Letztere hatten sich in Soubretten – angelehnt an die französischen Chansonsängerinnen – verwandelt. Die Gastspiele in den beiden Metropolen der Habsburgermonarchie wechselten beinahe wöchentlich. All das wurde von einer neuen Infrastruktur ermöglicht und unterstützt. Sogenannte Artistenheime dienten den reisenden Stars als Nächtigungsmöglichkeit, und ein Publikationsorgan, die „Internationale Artisten Revue“, koordinierte deren Austausch und Auftritte in verschiedenen Städten.

Eines der „Musteretablissemments“, die diese Praxis des bunten Treibens rund um die populäre Unterhaltung perfektionierten, war „Herzmanns Orpheum“. Es befand sich „vis-à-vis der königlichen Oper“ in Budapest.<sup>7</sup> Sein Leiter, Karl Herzmann, war eine wohlbekannte Größe der Singspielhallen- und Varietészene und ihrer Besucherinnen und Besucher. Hier bei Herzmann spielte man vorwiegend in Deutsch oder im „Jargon“ – gewissermaßen einer Mischung aus Deutsch und Jiddisch, die Antisemitinnen und Antisemiten als „Jiddeln“ denunzierten – aber ebenso auch auf Ungarisch.

## Jüdische Volksänger/innen?

Der Wiener Volkssänger Max Rott war einer der Künstler der Herzmann-Truppe. Er trat regelmäßig bei der „Budapester Orpheumgesellschaft“ in Wien auf und gründete Anfang der 1910er Jahre eine eigene Spielstätte, das „Max und Moritz“, in der Annagasse 3 im ersten Wiener Gemeindebezirk. Joseph Koller schrieb in dem eingangs zitierten „Memorandum“ über Max Rott:

Titelseite der Anekdotensammlung des populären „Jargonartisten“ Heinrich Eisenbach um 1912 © Archiv Susanne Korbel





Alte Postkarte des Apollo-Theaters in Wien 6, Gumpendorferstraße, rund um 1905. Das Theater war bis in die 1920er Jahre eine Institution in der Wiener Theater- und Varietieszene. Seit 1929 wird es als Kino genutzt. Credits: commons.wikimedia.org/wiki/File:ApolloVienna.jpg

Max Rott, recte Mendel Rottmann, kam in Radimno (Galizien) im Jahre 1865 zur Welt. In den strengen Sitten der Hebräer von Haus aus erzogen, mußte Rott mit „Ohrenlocken“ sowie mit dem Kaftan bekleidet gehen, was dem Jungen absolut nicht zusagte. Schon frühzeitig erregte der hübsche Liedvortrag des Kleinen Bewunderung. Rasch entschlossen verließ Rott, der für das Gewerbe wenig übrig hatte, das Elternhaus. Sein erster Besuch galt dem Friseur, der die Schmacktlocken (sic!) entfernen mußte.<sup>8</sup>

Hierbei handelte es sich um eine gewissermaßen paradigmatische Beschreibung eines als „jüdisch“ wahrgenommenen Künstlers.<sup>9</sup> Mendel Rottmann, so Kollers Darstellung, gelang es, als Max Rott beim „Orpheum Herzmann“ in Budapest eine erfolgreiche Karriere als Volksänger zu starten. Allerdings, wie Koller betont, ohne „Schmacktlocken“ – also ohne ein äußerlich sichtbares Attribut, das auf die jüdische Herkunft des Protagonisten verwies, und ohne den „jüdisch“ klingenden Namen. Vermeintlich physischer Merkmale eines „Jüdisch-Seins“ hätte sich Max Rott allerdings

natürlich nicht entledigen können, weshalb, wie Koller folgert, er auch nur „jüdische Rollen“ gespielt hätte: *Rott spielte wohl nur die jüdischen Rollen, stattete aber die einzelnen Figuren, wie das Schlieferl in „Leiser und Zimt“ und den Reis in der „Klabriaspattie“, sowie alle seine Typen mit so viel wahrheitsgetreuen Zügen aus, daß man mit Fug und Recht sagen konnte, daß Rott unerreicht dastand.*<sup>10</sup>

„Die Klabriaspattie“ war eines der populärsten Stücke der Unterhaltungskultur im beginnenden zwanzigsten Jahrhundert. Das Stück handelt von einer Kartenpartie im Kaffeehaus. Die Juden Simon Dalles, Kiebitz Dowidl und Jonas Reis und der Böhme Prokop Jantischek spielen ein Blatt, dessen Spielzüge und deren Begleiten durch spitzfindige Pointen allein den Handlungsablauf

**„Was bringt uns die Industrie denn überhaupt?“**

**2 von 3 Arbeitsplätzen in Österreich.**

**Und was ist Ihre Frage? → [iv.at/dialog](http://iv.at/dialog)**

Eine Initiative der Industriellenvereinigung

**iv**

**MEINE ARBEIT. UNSERE INDUSTRIE.**

ausmachen. Obwohl es keinen eigentlichen Handlungsstrang gibt, verhandelt das Stück wie kaum ein anderes die Kriterien von „Jüdisch-Sein“, welche abschließend verworfen werden müssen. Denn die Prämisse, die das Stück dem Publikum präsentiert, lautet, dass „Jüdisch-Sein“ keinen empirisch feststellbaren Inhalt hat, sondern – und damit mutet das Stück überaus modern an – kontextabhängig artikuliert und diskutiert wird.<sup>11</sup>

## Der Erste Weltkrieg

Die Frage, ob im und nach dem großen Krieg gelacht werden konnte, verdichtete sich schon unmittelbar mit den ersten Kriegsfolgen abseits der Fronten in Zentraleuropa. Mit dem Zusammenbruch der Monarchie wurde die Frage besonders eklatant. Das Repertoire der Volkssängerinnen und Volkssänger spiegelt die folgenden Brüche wie auch Kontinuitäten wider: Bald nach dem Beginn des Ersten Weltkrieges brach die Zeit für

Stücke wie „Das letzte Leintuch“ an. In den sogenannten großen Theatern standen anders als in den Jahren zuvor nun vermehrt „Historiendramen“ wie „Die Makkabäer“, „Der Untergang von Pompeji“ oder „Die Heimkehr des Odysseus“ auf dem Programm. Ebenso wurden zahlreiche propagandistisch-kriegseuphorische Neukreationen wie „Ein russischer Wolf“, „Der Regimentspapa“ und „Das Lied vom Sieg“<sup>12</sup> oder gar Stücke dokumentarischer Art wie „Von der Menschlichkeit im Kriege“ gespielt.<sup>13</sup> Gerade aber die kleinen Bühnen wie die „Budapester Orpheumgesellschaft“ oder das „Max und Moritz“ boten dagegen mehr Freiraum, unter Titeln wie „Das letzte Leintuch“ unterhaltsame Einakter wie in den Jahren vor dem großen Krieg aufzuführen.

Das Stück „Das letzte Leintuch“ war eine Co-Produktion von Adolf Glinger und Otto Taussig, zwei der Hausautoren der „Budapester Orpheumgesellschaft“. Es handelt jedoch nicht von der Notsituation, dass wegen des Krieges keine Leintücher mehr zur Verfügung stünden, sondern von der Affäre des Emil Herzog mit der Baronin Claire Pichou. Herzog, ein verheirateter Wiener Wäsche-Konfektionär, hat sich wegen seiner durch die Baronin ausgelösten Verliebtheit nicht mehr unter Kontrolle. Seither schläft er morgens bis zehn Uhr und wird von seiner Aufräumerin Wucherl mit

*Szene aus „Eine Klavriaspartie“, Posse von A. Bergmann. Entnommen aus: Josef Koller, Das Wiener Volkssängertum in alter und neuer Zeit, S. 155*



den Worten, *so faul kann aber auch nur a Jud sein* geweckt. Das Kriegsgeschehen tangiert den Hauptakteur überhaupt nicht. Er lernt sogar auf Anweisung der Baronin „Französisch“ – was, wie er meint, eigentlich wie „Jüdisch“ (!) sei – und sorgt sich sodann, „Jüdisch“ anstatt Französisch zu lernen. Zudem stellt er einen Kammerdiener ein, der seinen Stand heben und ihn in einen „Aristokraten“ verwandeln sowie mit ihm Französisch üben soll – denn alle Kammerdiener sprächen Französisch. In der Schlusszene nimmt Herzog dann all seinen Mut zusammen: Er will die Baronin nicht länger warten lassen und geht mit der Feststellung *ich bin doch meschugge* zu ihr.<sup>14</sup>

Mit diesen impliziten Verweisen auf Verbindendes zwischen proklamierten Feindbildern – dem Französischen und gerade nach der sogenannten „Judenzählung“ in der deutschen Armee auch dem immer stärker werdenden Antisemitismus gegenüber jüdischen Soldaten – verhandelt das Stück unter dem Deckmantel leichter Unterhaltung Zuweisungen und Abgrenzungen von Identifikationen.

Mit den vom Kriegsgeschehen in den östlichen Gebieten der Monarchie ausgelösten Flüchtlingsströmen veränderte sich auch die Mobilität der umherreisenden Volksängerinnen und Volksänger, Artistinnen und

Artistinnen sowie Komikerinnen und Komiker. Wichtige Publikationsorgane der Szene wie die „Internationale Artisten Revue“, die zuvor das Umherreisen der Künstlerinnen und Künstler erleichtert hatten, mussten wegen Papiermangels eingestellt werden. Für die Nachfolgestaaten der Monarchie konnte sich nach Kriegsende kein vergleichbares Organ mehr etablieren.

Mit dem Ende des Krieges und der Monarchie verlagerten sich die Verantwortlichkeiten für Zensur in die Nachfolgestaaten. Diese setzten neue Schwerpunkte, was wiederum neue Herausforderungen für das Repertoire an Bühnenwerken derer, die in der populären Unterhaltungskultur ihren Lebensunterhalt zu bestreiten versuchten, bedeutete. Sie waren nun gezwungen sich damit auseinanderzusetzen, wie sie ihre Programme in den neu entstehenden Staaten aufführen konnten und ob eine weiterhin starke Bezugnahme auf die Plurikulturalität der Monarchie und das Verhandeln derselben weiterhin Erfolg garantieren würden.-

*Das Sperlhaus war die bekannteste Spielstätte der sogenannten „alten“ Wiener Volksängerinnen und Volksänger im ausklingenden 19. Jahrhundert. Sperlhaus aus „Alt-Wiener Ansichten“ © Wienbibliothek im Rathaus, Druckschriftensammlung*



Rechts: „Max Rott, recte Mendel Rottmann“. Entnommen aus: Josef Koller, *Das Wiener Volkssängertum in alter und neuer Zeit*, S. 158.

Bühne in Herzmann's Orpheum Budapest vom Zuschauer-raum aus. Ferenc P. Zich, *A Herzmann Orpheum belső lát képe [Blick in das Herzmann Orpheum]*. In: József Kahn, *A mai Budapest. Emlék és útmutató a fő és székvárosban*. Budapest 1893, S. 58.



## Anmerkungen

- 1 Josef Koller, *Das Wiener Volkssängertum in alter und neuer Zeit: Nacherzähltes und Selbsterlebtes, mit Biographien, Episoden, Liedern, zahlreichen Abbildungen und Porträts nach zeitgenössischen Bildern aus dem Volkssängerleben*. Wien 1931.
- 2 Ebd., S. 190.
- 3 Zum Diskurs über die räumliche Demolierung siehe Renata Kassal-Mikula, *Alt-Wien unter dem Demolierungskrämpfen: Wiens Innenstadt nach 1858*. In: Wolfgang Kos, Christian Rapp (Hg.), *Alt-Wien: Die Stadt, die niemals war*. Wien 2004, S. 46–61: „Der Demolierer schreitet in der Inneren Stadt, in unserem Urwien, keck vorwärts [...]“.
- 4 Moritz Csáky, *Hybride Kommunikationsräume und Mehrfachidentitäten: Zentraleuropa um 1900*. In: Elisabeth Röhrlich (Hg.), *Migration und Innovation um 1900. Perspektiven auf das Wien*



- der Jahrhundertwende. Unter Mitarbeit von Agnes Meisinger. Wien-Köln-Weimar 2016, S. 65–97.
- 5 Susanne Korbelt, *Zwischen Budapest, Wien und New York. Jüd\_innen und (,populär-) kulturelle Transformationen um 1900*. Dissertation Universität Graz 2017.
  - 6 Georg Wacks, *Die Budapester Orpheumgesellschaft: Ein Varieté in Wien 1889–1919*. Wien 2002.
  - 7 *Internationale Artisten Revue*, 1. 11. 1893, S. 15.
  - 8 Koller, *Wiener Volkssängertum* (wie Anm. 1), S. 159.
  - 9 Meldezettel Max Rott, WStLA, *Historische Meldeunterlagen, K1-B-Antiquariat*. Ein vergleichbares Beispiel ist der Volkssänger und spätere Direktor von „Danzers Orpheum“, Franz Kriebaum. Die erste Beschreibung Kriebaums als Grünbaum stammt auch von Josef Koller (S. 96ff.). Für Kriebaum ist bezeichnend, dass keiner der unmittelbaren Nachrufe ihn als „jüdischen“ Künstler wahrnahm. Vgl. folgende Nachrufe: *Internationale Artisten Revue*, 20. 7. 1900, S. 3; *Deutsches Volksblatt (Abendausgabe)*, 20. 7. 1900, S. 2. Erst Kollers Werk, das 1930 erschien, tradierte diese Wahrnehmung.
  - 10 Koller, *Wiener Volkssängertum* (wie Anm. 1), S. 159.
  - 11 Zur „Klabriaspertie“ siehe auch Klaus Hödl, *Zwischen Wienerlied und Der Kleine Kohn. Juden in der Wiener populären Kultur um 1900 (Jüdische Religion, Geschichte und Kultur 27)*. Göttingen 2017, S. 84.
  - 12 „Die Makkabäer“ ab 5. 1. 1915 im Lustspieltheater, „Der Untergang von Pompeji“ ab 28. 5. 1915 auf der Neuen Wiener Bühne, „Die Heimkehr des Odysseus“ ab 14. 2. 1916 im Carltheater, „Ein russischer Wolf“ auf der Freien Bühne ab 5. 6. 1916, „Der Regimentspapa“ ab 27. 4. 1916 auf der Residenzbühne, „Das Lied vom Sieg“ ab 6. 1. 1916 an der Volksoper. NÖLA NÖ Reg, HS 127/09 – Theaterprotokolle der Polizeidirektion Wien, Index zu den Theaterprotokollen 1914–1916.
  - 13 *Urania Wien* ab 28. 12. 1914. NÖLA NÖ Reg, HS 127/09 – Theaterprotokolle der Polizeidirektion Wien, Index zu den Theaterprotokollen 1914–1916.
  - 14 NÖLA, NÖ Reg. Präs. Theater TB – Textbücher der Theaterzensur: Adolf Glinger, Otto Taussig, *Das letzte Leintuch* 127/8, S. 8f., 11.

**Museum des Augenblicks: mobil, flexibel, temporär**

In unserem „Museum des Augenblicks“ präsentieren das InJoest und seine Partnerinstitute des Forschungsnetzwerks Interdisziplinäre Regionalstudien (*first*) in kleinen mobilen Ausstellungen an unterschiedlichen Orten und zu verschiedenen Gelegenheiten ihre Arbeit. Zum ersten Mal wurde es im „Museumsfrühling NÖ“ 2017 in der Ehemaligen Synagoge St. Pölten zum *first*-Forschungsprojekt „Koscher im Krieg 1914–1918“ eingesetzt, wobei die „Objekte“ im Zuge der Ausstellung einfach aufgegessen wurden.

**Nächstes Museum des Augenblicks**

(zum „Anstaltsfriedhof“ Mauer-Öhling):

Lange Nacht der Museen, 6. Oktober 2018

ab 17.00 in der Ehemaligen Synagoge St. Pölten



## Museum des Augenblicks

## Nachhaltiger Strom aus heimischer Wasserkraft

Lebensmittel aus regionaler Landwirtschaft, Strom aus heimischer Erzeugung. Für mehr und mehr Menschen sind Regionalität und Herkunft wichtige Entscheidungskriterien für Ihren Konsum. Bei VERBUND können Sie sicher sein, dass Ihr Strom zu 100 % aus heimischer Wasserkraft stammt: Ob aus Ybbs-Persenbeug an der Donau oder dem Kraftwerk Freudenau in Wien, ob aus dem Tuxbach in Tirol, der Drau in Kärnten oder der Mur in der Steiermark oder einem anderen der 127 VERBUND Wasserkraftwerken in Österreich und Deutschland.

VERBUND ist Österreichs führendes Stromunternehmen und einer der größten Erzeuger von Strom aus Wasserkraft in Europa. An die 100 % unserer Stromerzeugung werden aus klimafreundlichen, erneuerbaren Energien gewonnen. Mit innovativen Produkten und energienahen Dienstleistungen für Haushalte-, Gewerbe- und Industriekunden setzen wir den Weg in die saubere Energiezukunft fort.

[www.verbund.at](http://www.verbund.at)



Das VERBUND-Donaukraftwerk Freudenau produziert Grünstrom im Stadtgebiet von Wien und kann damit ein Drittel der Wiener Haushalte versorgen. Keine andere europäische Metropole kann auf solch eine Stromquelle verweisen!

**Verbund**  
Am Strom der Zukunft

# Die Sekretärin

## Frieda Hudes

Dieter Hecht

**F**rl. Frieda Hudes, die ich nur als das Muster einer zionistischen Beamtin bezeichnen kann. Abgesehen von ihrer Pflichttreue und Sachkenntnis zeichnet sie sich auch durch ein Maß von gesundem bürokratischen Geist aus, der in jüdischen Bureaux von sehr großem Nutzen ist.<sup>1</sup>

Mit diesen Worten beschrieb der ehemalige Leiter des Palästina-Amts, Chaim Tartakower (1883–1944), seine Mitarbeiterin im Jahr 1936. Tartakower, ein unbeirrter Zionist und langjähriger Direktor des „Keren Kajemet Le’Israel“ (Jüdischer Nationalfonds) in Wien, der auch den Wiener „Hapoel Hazair“ (Der junge Arbeiter) mitbegründet hatte, leitete das Palästina-Amt von 1930 bis 1932.<sup>2</sup> Seine im „Neues Palästina-Informationsbuch“ publizierte Beschreibung stellt Frieda Hudes (1892–1979) ganz im Sinne des traditionellen Frauenbilds als vorbildliche Sekretärin dar, die ihrem Unternehmen, d. h. dem Zionismus, und ihren Vorgesetzten aufopferungsvoll diene. Tartakowers Vorgänger als Leiter des Palästina-Amts, Leo Goldhammer (1884–1949, später Arijeh Sahawi), der als Rechtsanwalt und zionistischer Funktionär unter anderem im „Keren Hajessod“ (Vereinigte Israel Aktion), aber auch im Keren Kajemet tätig war, ging in seiner Anerkennung einen Schritt weiter. Das Rollenbild der Sekretärin konnte aber auch er nicht überwinden, als er anmerkte, dass seine Aufgaben im Palästina-Amt *ohne die mit den Arbeiten gründlich vertraute, seit Jahren tätige Sekretärin, Frl. Frieda Hudes, nicht zu bewältigen sein werden.*<sup>3</sup> Von dieser Danksagung in einem Nebensatz ausgehend sollen die Aufgaben und der Wirkungskreis von Frieda Hudes aufs Neue gewürdigt werden.

Frieda Hudes ist als Mitarbeiterin des Palästina-Amts in Wien heute vergessen. Auch das Palästina-Amt wird, abgesehen von seiner zentralen Aufgabe nach dem „Anschluss“, kaum wahrgenommen. So verhielt es sich auch mit seiner Adresse: In Erinnerung ist die Marc-Aurel-Strasse 5 in Wien 1, doch dort logierte es erst ab 1934. Die Gründung erfolgte in Wien 2, Zirkusgasse 33, ab Herbst 1920 war es im 1. Bezirk am Bauernmarkt 24 und ab 1926 in der Kärntnerstraße 28, ebenso Wien 1, ansässig, jeweils an Adressen zionistischer Organisationen. Besonders während der Gründungsjahre von 1918 bis 1920 hatte das Palästina-Amt große Bedeutung, denn es war das erste seiner Art außerhalb von Palästina.

### Die Gründung des Palästina-Amts

Anfang November 1918 summten Wiens Straßen von revolutionärer Luft. Mit dem Zusammenbruch der Monarchie strömten binnen weniger Jahre auch tausende Juden in die Stadt. Einige Jahre zuvor waren zehntausende Bürger der Monarchie aus der Bukowina und aus Galizien, darunter viele Jüdinnen und Juden, vor den Kriegshandlungen nach Wien geflohen. Die Situation zu Kriegsende unterschied sich wesentlich von jener von 1914/15. Die Bewohner und Bewohnerinnen der Reichs- und Residenzstadt, einschließlich der jüdischen, kämpften bei Mangelernährung und fehlendem Heizmaterial Tag für Tag um ihre Existenz. Doch viele christliche Wiener und Wienerinnen beschuldigten die Juden, für die Misere

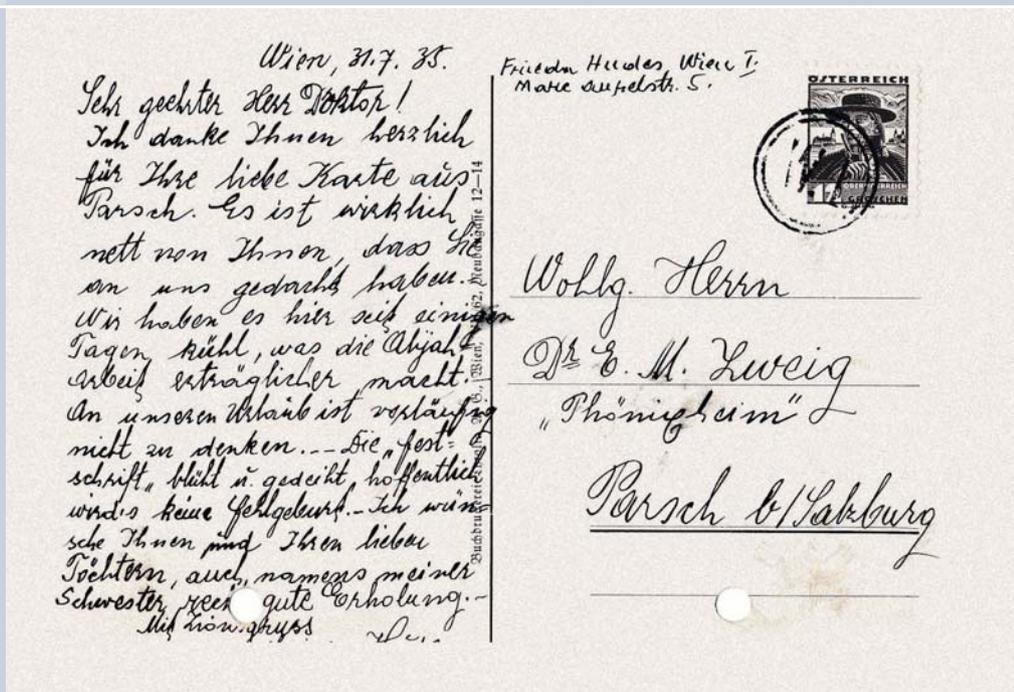
# und das Palästina-Amt



*Frieda Hudes, vermutlich 1936.  
Entnommen aus: Neues Palästina-  
Informationsbuch, 1936*

verantwortlich zu sein. Antisemitische Ausschreitungen waren an der Tagesordnung. In diesem Umfeld gründeten jüdisch-nationale und zionistische Aktivistinnen Organisationen, um mit der Situation fertig zu werden. Dazu zählten eine Miliz zum Schutz der jüdischen Bevölkerung, der „Jüdische Nationalrat für die Republik Deutsch-Österreich“ als innenpolitisches Instrument und das Palästina-Amt, um den Zionismus und die Einwanderung in Palästina zu forcieren.<sup>4</sup> Das Palästina-Amt erwies sich als die langlebigste und bedeutendste Gründung des Winters 1918/19. Gegründet und getragen wurden die verschiedenen Organisationen oft von denselben Funktionären.

Das Palästina-Amt in Wien wurde Ende November 1918 von drei glühenden Zionisten aus Böhmen und Mähren, nämlich Adolf Böhm (1873–1941, ermordet in Hartheim), Emil Stein (1884–1960) und Egon Zweig (1877–1949), als „Palästina-Amt des Vereines Keren Kajemet Le’Israel“ mit Sitz in der Zirkusgasse 33 gegründet und vom Keren Kajemet finanziert. Wenige Monate später gründeten Zionisten in verschiedenen Städten weitere Palästina-Ämter, um die steigende Einwanderung nach Palästina zu organisieren und zu koordinieren: in Triest Ende 1919, in Warschau im Mai 1920 und in Konstantinopel Mitte 1920. Weitere Palästina-Ämter entstanden danach in Krakau, Lemberg, Bratislava und Berlin. Die drei Gründer des Wiener Palästina-Amtes engagierten sich lebenslang für den Zionismus. Adolf Böhm, der aus dem böhmischen Teplitz stammte, war Unternehmer und zionistischer Funktionär in Wien. Er stieß 1905 zur zionistischen Bewegung und avancierte rasch zu einem der führenden Zionisten in den verschiedenen Gremien, wie er auch Mitherausgeber mehrerer zionistischer Zeitungen wie der „Jüdischen Zeitung“ und „Palästina“ war. In den 1920er und 1930er Jahren wurde er durch sein zweibändiges Werk über die Geschichte der zionistischen Bewegung zu deren Historiograph. Fakten über das Wiener Palästina-Amt sind in seinen Publikationen



nur im Kontext der zionistischen Bewegung zu finden. Seine beiden Mitstreiter haben ausführlich über das Palästina-Amt publiziert, sind in der zionistischen Historiographie jedoch weitgehend vergessen, weil beide bereits am Anfang der 1920er Jahre in Palästina einwanderten. Der aus dem mährischen Gaya stammende Arzt Emil Stein war der erste Leiter des Palästina-Amts, wie er auch seit den 1910er Jahren führend in verschiedenen zionistischen Organisationen mitwirkte, u. a. im österreichischen Landeskomitee bzw. in der Sammelstelle des Nationalfonds in Wien. Sein Bericht über die Gründung des Palästina-Amts vom 25. März 1919 erschien 1920 bereits in der zweiten Auflage unter dem Titel „Auf dem Wege nach Palästina“. Er selbst verwirklichte seinen Lebenstraum bereits Anfang 1920 und übersiedelte mit seiner Familie nach Palästina, wo er zunächst die Wohltätigkeitsorganisation „Hadassah“ in Tel Aviv leitete.<sup>5</sup> Egon Zweig aus dem mährischen Olmütz war seit 1896 in der zionistischen Studentenschaft aktiv. Nach seinem Studium arbeitete er als Rechtsanwalt in Wien und engagierte sich ab 1902 in verschiedenen zionistischen Komitees und Gremien. Von 1907 bis 1913 war er Obmann der Landessammelstelle Österreich des Jüdischen Nationalfonds, außerdem fungierte er als Generalsekretär des Palästina-Amts mit der Mitgliedsnummer 2. In der

Festschrift aus dem Jahr 1936 publizierte er ausführlich über die Gründung des Palästina-Amts in Wien. Auch er konnte seinen zionistischen Traum verwirklichen und übergab Ende 1920 sein Amt an Nachum Blauer. Danach arbeitete er für den Keren Kajemet Le'Israel in Den Haag und initiierte dessen Übersiedlung nach Jerusalem. Er verknüpfte seine eigene Alijah (wörtl. Aufstieg, meint die Einwanderung nach Israel) mit dieser Übersiedlung im Jahr 1922 und holte seine Familie ein Jahr später nach.<sup>6</sup>

In den verschiedenen Quellen und Publikationen über die Gründung des Wiener Palästina-Amts finden sich noch weitere Namen involvierter Personen, die dem Vergessen anheimgefallen sind. Die Publikation von Emil Stein nennt auch Wilhelm Beigel und Karl Meisels als Sekretäre und Nanny Margulies-Auerbach als Frauenreferentin während der Gründungsphase. Darüber hinaus hatte das Palästina-Amt zu dieser Zeit rund 25 Beamte, an die sich kaum jemand erinnert, darunter die Schwestern Frieda und Gisela Hudes.<sup>7</sup> Die Generalversammlung des Palästina-Amts wählte zunächst mehrere Mitglieder in den Ausschuss des Keren Kajemet Le'Israel, die sodann als Kontrollinstanz des Palästina-Amts die Palästina-Kommission bildeten. Die Kommission setzte sich aus Vertretern verschiedener zionistischer Gruppen zusammen. Vier Vertreter der bür-



gerlichen Zionisten (davon drei aus dem Zionistischen Landeskomitee und einem Misrachi), drei Delegierte der zionistischen Arbeiterverbände (Hitachdut, Poale Zion und Zeirei Zion) und ein Repräsentant des „Chaluz“. Der Leiter des Palästina-Amtes agierte als neuntes Mitglied und Vorsitzender der Kommission, die wiederum aus ihrer Mitte ein fünfköpfiges Präsidium wählte.<sup>8</sup> Der Palästina-Kommission gehörten zunächst Georg Weiner, Jakob Brandstätter, Israel Perlstein, Nathan Tartakower, Hermann Tropp, Ludwig Bató, T. Ackermann, Lazar Lebensart, Meir Heinisch und Emil Kafka an. Die Mitglieder vertraten verschiedene zionistische Strömungen, die abgesehen vom Zionismus entgegengesetzte politische und weltanschauliche Ziele verfolgten. In diesem Umstand lag auch ein zentrales Problem des Palästina-Amtes und der zionistischen Bewegung. So berief einerseits bereits Ende April 1919 die sozialistische „Poale Zion“ ihre Mitglieder aus dem Palästina-Amt ab. Andererseits entsandten eher bürgerlich orientierte Organisationen wie die Bne Brith-Logen „Wien“ und „Eintracht“ sowie der orthodoxe Verein „Jischuw Erez Israel“ Mitglieder in die Palästina-Kommission. Eine parallel dazu verlaufende Entwicklung gab es auch im erwähnten „Jüdischen Nationalrat für Deutsch-Österreich“, aus dem die „Poale Zion“ im April 1919 ihr Vorstandsmitglied abberief.<sup>9</sup>

*Linke Seite: Postkarte von Frieda Hudes an Egon Zweig, 31.7.1935 © Antiquariat Tomer Kaufmann*

*Ausweis von Frieda Hudes als Mitarbeiterin des Palästina-Amtes nach dem „Anschluss“ 1938/39 © Central Archives of the History of the Jewish People, Jerusalem*

## Die Organisation der Auswanderung

Das Palästina-Amt musste sich zunächst an die strikten Vorgaben der britischen Militäradministration und jene der Zionistischen Exekutive in London halten. Die Militäradministration erlaubte nur die Rückwanderung jener Flüchtlinge, die während des Ersten Weltkrieges von den türkischen Behörden aus Palästina vertrieben worden waren. Alle anderen Auswanderungswilligen konnten nur registriert und für die Einwanderung vorgemerkt werden. Bis Ende September 1920 wurden 15.000 Personen registriert.<sup>10</sup> Das Wiener Palästina-Amt schickte am 19. August 1919 den ersten Transport mit „Heimkehrern“ des alten Jischuws nach Triest. Den Bestimmungen aus London widersetzte sich das Palästina-Amt, denn im Oktober folgte ein Transport mit Jugendlichen aus Galizien, die auf eigene Verantwortung auswandern wollten – die meisten von ihnen scheiterten.

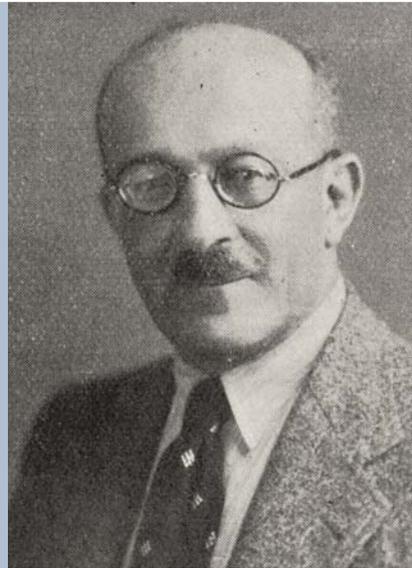


Auch die Unruhen und Pogrome im Zuge der Kämpfe zwischen Polen und Russland führten zu einem enormen Anstieg der Auswanderungswilligen.<sup>11</sup> Aufgrund des steigenden Andrangs verfasste das Wiener Palästina-Amt ein „Provisorisches Regulativ“, das eine einheitliche Auswahl und Vorgehensweise für die Alijah vorsah, und versandte es an die anderen Palästina-Ämter.

Wien als Drehscheibe für die Auswanderung bedeutete nicht nur eine große Menge an Jüdinnen und Juden, die nach Wien kamen, um nach Palästina weiterzuwandern; es erforderte auch eine große organisatorische Leistung, diese Personen mit den notwendigen Papieren, Devisen, Unterkünften und Nahrungsmitteln auszustatten. Viele der potentiellen Auswanderer und Auswanderinnen hatten keine Pässe bzw. Papiere. Nach langwierigen Verhandlungen mit österreichischen und ausländischen Behörden stellte das Wiener Palästina-Amt Auswanderungswilligen eine grüne Legitimationskarte für den weiteren Grenzübertritt aus. Für die Verköstigung konnte auf jüdische Sozialeinrichtungen, wie die von Anitta Müller-Cohen und das „American Jewish Joint Distribution Committee“ zurückgegriffen werden. Wichtig war auch die Versorgung mit Kleidung. Die in Wien Angekommenen wurden unter der Aufsicht des Palästina-Amtes *im Asyl der Stadtgemeinde desinfiziert, sowie mit einwandfreier Wäsche und Kleidung beteiligt*.<sup>12</sup> Das Palästina-Amt wollte seine Arbeit durch die Gründung von verschiedenen Gesellschaften nachhaltig gestalten,

so gab es z. B. eine Reise- und Transportgesellschaft namens „Maawirim“, eine Palästina-Handelsgesellschaft und den Siedlungsverein „Achusah“, der in Palästina eine österreichische Siedlung von Kleinbauern schaffen wollte. Da Auswanderer und Auswanderinnen oft länger in Wien verblieben, versuchte das Palästina-Amt Ausbildungskurse und -stätten zu schaffen, z. B. eine Schlosserwerkstätte bzw. einen Kurs für Elektrotechnik. Im Sommer 1919 konnten 400 Jugendliche auf „Hachschara“ (landwirtschaftliche Ausbildung), zum Teil bei christlichen Grundbesitzern, geschickt werden.<sup>13</sup> Organisiert wurde die Auswanderung der Jugendlichen vom „Hechaluz“ (Der Pionier), der ab 1921 als Weltverband fungierte und verschiedene Jugendbünde zufriedenstellen musste. Ein Teil dieser Jugendlichen absolvierte eine handwerkliche Ausbildung in einem der Stadtkibbuzim. Die Anzahl von 400 erscheint jedoch sehr hochgegriffen, denn 1937 hatte der Hechaluz 201 Mitglieder auf Hachscharah, davon 99 in Stadtkibbuzim in Wien und Graz, auf sieben Gütern 52 Mitglieder, 23 landwirtschaftliche Einzelplätze und an vier Orten in Jugoslawien, Lettland, Holland und der Tschechoslowakei 27 Mitglieder.<sup>14</sup>

1921 errichtete die Exekutive der „Zionistischen Organisation“ in Palästina (ab 1929 „Jewish Agency“) eine Einwanderungsabteilung, die Einwanderungszertifikate an die lokalen Palästina-Ämter verteilte. Diese erhielt sie zweimal im Jahr von der Britischen Mandatsregierung in sogenannten „Halbjahres-Schedulen“. Die Anzahl der Zertifikate hing von der Politik der



*Funktionsträger im Palästina-Amt, von links nach rechts: Dr. Chaim Tartakower, Dr. Leo Goldhammer, Dr. Nachum Bauer, Dr. Martin Rosenblüth, Dr. Egon Zweig. Entnommen aus: Neues Palästina-Informationsbuch, 1936*

Mandatsregierung ab. Nach der Balfour-Deklaration konnten Jüdinnen und Juden frei nach Palästina einwandern. Nach den arabischen Unruhen von 1921 erließ die britische Mandatsregierung am 3. Juni 1922 das erste Weißbuch, das die jüdische Einwanderung beschränkte. Nach den arabischen Pogromen von 1929 wurde am 21. Oktober 1930 ein weiteres Weißbuch erlassen. Das dritte folgte auf den arabischen Aufstand von 1936–1939 am 17. Mai 1939.<sup>15</sup> Es gab vier Grundkategorien von A bis D, die für verschiedene Berufs- und Alterskategorien Gültigkeit hatten. Die Verteilung der Zertifikate war ein komplizierter Vorgang, weil verschiedene Interessengruppen darum buhlten. Nach einer ärztlichen Untersuchung entschieden drei verschiedene Kommissionen über die Eignung der Kandidaten und Kandidatinnen. Ein hoher Prozentsatz wurde abgelehnt.<sup>16</sup>

## Die Sekretärin

*Als ich im April 1920 ins Palästinaamt kam, befand sich dieses noch in der Zirkusgasse Nr. 33. Ich wurde aushilfsweise für 14 Tage aufgenommen, aber schon nach kurzer Zeit erfolgte meine fixe Anstellung durch den damaligen Leiter des Palästinaamtes, Herrn Dr. E. M. Zweig.<sup>17</sup>*

Mit diesen Worten beschrieb Frieda Hudes im Jahr 1936 den Beginn ihrer Arbeit im Palästina-Amt in Wien. Die prekäre Anstellung, die zwar danach in eine fixe Anstellung umgewandelt wurde, sollte während ihrer langjährigen Tätigkeit noch verschiedene

Entwicklungen nehmen. Als Frau blieb ihr offizieller Arbeitsbereich das Sekretariat. Die offizielle Leitung blieb ihr versagt, obwohl sie das Palästina-Amt zwischenzeitlich informell leitete. Die einleitenden Worte von Chaim Tartakower und Leo Goldhammer betonten zwar ihre Leistungen, auf ihre Führungsqualitäten gehen sie aber nicht ein. Frieda Hudes, die am 15. Oktober 1892 in Odmet (Galizien) geboren worden war, blieb es vorbehalten ihre Arbeit selbst zu schildern. Diesem Bericht kommt nicht nur Bedeutung als einziges autobiographisches Selbstzeugnis einer Frau im „Neuen Palästina-Buch“ zu, sondern auch, weil Hudes als Einzige mehr als 15 Jahre im Palästina-Amt tätig war. Ihr Beitrag umfasste aufgrund ihrer verschiedenen Funktionen den Zeitraum von 1920 bis 1936.

In ihrem Bericht schilderte sie zunächst, dass sie als Sekretärin unter Nachum Blauer in der Passabteilung zu arbeiten begann. Als Folge des Ersten Weltkrieges litten nicht nur die Palästina-Auswanderer und -Auswanderinnen Not, sondern auch viele Beamte, die von der zionistischen Zentrale in London *alte Kleidungsstücke* und *„Liebesgaben“* erhielten. Im Oktober 1920 übersiedelte das Palästina-Amt auf den Bauernmarkt 24 und bezog neue Büroräume. Hudes hob hervor, dass in der Zirkusgasse kaum Platz für wartende Antragsteller und Antragstellerinnen vorhanden gewesen war. Zu dieser Zeit arbeiteten 25 Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen im Palästina-Amt und es gab einen Betriebsrat, dem auch Hudes angehörte. Nach der Auswanderung von Emil Stein führte Leopold Sofer das

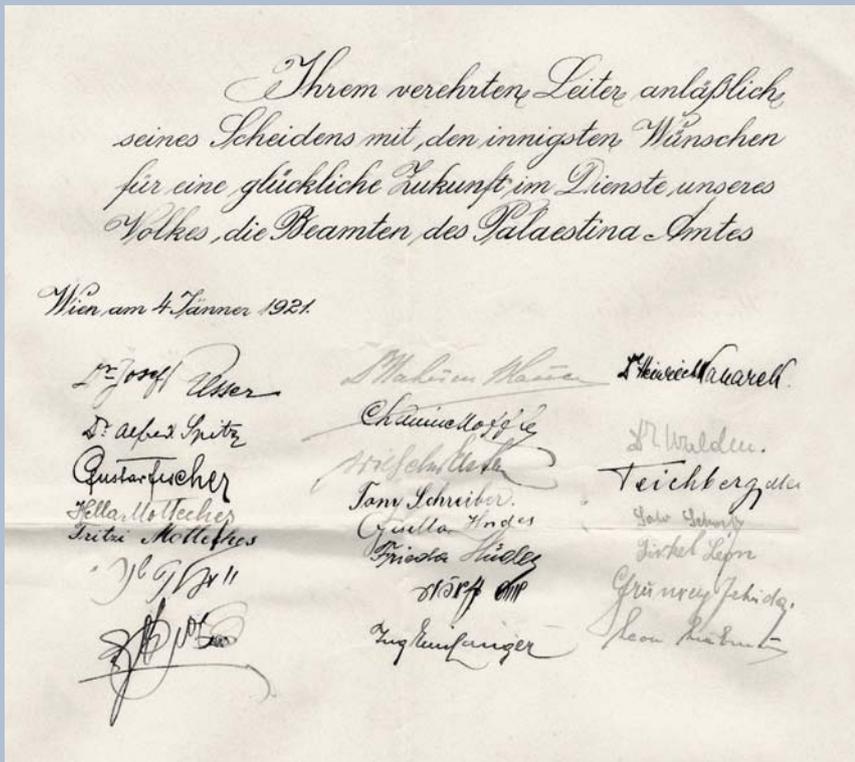
Palästina-Amt, ab April 1921 übernahm Martin Rosenblüth von der Londoner Zentrale die Leitung. Im Zuge einer Reorganisation wurden viele Beamte abgebaut und die Finanzierung von London übernommen. Erschwerend kam hinzu, dass der High Commissioner Herbert Samuel bereits im Mai 1922 die Einwanderung nach Palästina weitgehend stoppte. Nach zwei Jahren übernahm Nachum Blauer das Amt des Leiters, offiziell bis 1926. Laut Hudes reiste Blauer 1924/25 für fast ein Jahr nach Palästina und Hudes wurde seine Vertreterin, d. h. sie übernahm die eigentliche Leitung.

Im Zuge der wirtschaftlichen Krise in Palästina ab 1926 kam es zu einer Einwanderungssperre. Aufgrund der Krise wollte die Zionistische Exekutive das Palästina-Amt in Wien schließen, was Leo Goldhammer jedoch verhindern konnte. Es übersiedelte schließlich zu anderen zionistischen Einrichtungen in die Kärntnerstraße 28. Alle Beamten außer Hudes wurden gekündigt. Hudes konnte mit einem Halbtagsjob bleiben, doch bekam sie wegen der Finanznot von 1928 bis Ende 1929 oft monatelang ihr Gehalt nicht überwiesen. Das Palästina-Amt war in dieser Zeit nur halbtags geöffnet. Gleichzeitig wirkten die Berichte über die Krise in Palästina und jene von Rückwanderern sehr deprimierend. Die Rückwanderer kamen ohne Geld und völlig demoralisiert zurück. Zu den wichtigsten Aufgabengebieten des Palästina-Amts in dieser Zeit zählten die Krankenversorgung und soziale Hilfe. Erst Ende 1929 besserte sich die Lage etwas, die fünfte Alijah begann. 1932 konnten sogar zwei Gesellschaftsreisen nach Palästina organisiert werden. Ab 1933 herrschte laut Hudes dann wieder „Hochbetrieb“, infolgedessen das Palästina-Amt im November 1934 in die Marc-Aurel-Straße 5 übersiedelte.<sup>18</sup>

Mitte der 1930er Jahre war die Erstellung eines neuen Palästina-Informationsbuches eine zentrale Aufgabe der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter. Dieses Buch sollte nicht nur die neuesten Informationen für die Auswanderer und Auswanderinnen liefern, sondern auch über die Geschichte und die leitenden Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen Auskunft geben. Frieda Hudes arbeitete bei der Herausgabe des Buches an führender Stelle mit. Die Ungewissheit über den etwaigen Erfolg drückte sie in einer Grußkarte an Egon Zweig vom 31. Juli 1935 aus. Zweig weilte zu diesem Zeitpunkt auf Urlaub im „Phönixheim“ in Parsch in Salzburg.<sup>19</sup> Unter Alois Rothenberg, dem ehrenamtlichen Leiter des Palästina-Amts seit 1934, kam es 1936 schließlich zur Publikation des Buches. In seiner Dank-

sagung bedachte er alle leitenden Angestellten, die Beiträge geliefert hatten, darunter auch Frieda Hudes.<sup>20</sup> Frieda Hudes nahm als Vertreterin des Palästina-Amts auch an internationalen Konferenzen über die jüdische Auswanderung teil, z. B. an einer Konferenz über „Jüdische Wanderfürsorge und Emigration“ in der Israelitischen Kultusgemeinde Wien am 15. November 1937 mit Teilnehmern und Teilnehmerinnen aus Polen und der Tschechoslowakei. Ihre Schwester Gisa (Golde) Hudes (1900–1955) arbeitete, wie aus dem Protokoll von 1921 ersichtlich, vorübergehend ebenfalls im Palästina-Amt. Sie war auch nach ihrem Ausscheiden zionistisch aktiv, wie einige Spendeneinträge für Palästina in jüdischen Zeitungen belegen.<sup>21</sup> Auch nach dem „Anschluss“ engagierte sich Frieda Hudes weiter im Palästina-Amt. Sie wohnte zuletzt in Wien 2, Herminengasse 4. Am 24. Dezember 1939 stellte ihr der Leiter des Amts, Alois Rothenberg, ein lobendes Zeugnis über ihre Mitarbeit aus. Unmittelbar danach konnte sie nach Palästina flüchten, wo sie im Januar 1940 ankam. Frieda Hudes hatte neben Gisa zumindest noch zwei weitere Schwestern, die in die USA flüchten





Linke Seite: Mitgliedskarte des Palästina-Amtes von Egon Zweig mit der Nummer 2, 27. 8. 1920 © Antiquariat Tomer Kaufmann

Protokoll zum Abschied von Egon Zweig vom Palästina-Amt, 4. 1. 1921 © Antiquariat Tomer Kaufmann

konnten. Frieda Hudes arbeitete und wohnte mit ihrer Schwester (vermutlich Gisa) in Haifa bis zu deren Tod im Jahr 1955. Im Herbst 1956 übersiedelte sie zu ihren anderen Schwestern in die USA. Aufgrund ihres Alters und mangelnder Englischkenntnisse lebte sie von der Unterstützung ihrer Verwandten und Entschädigungszahlungen aus Österreich, die sie nach ihrer Übersiedlung in die USA erhielt. Am 1. April 1963 nahm sie die amerikanische Staatsbürgerschaft an. Frieda Hudes starb am 1. September 1979 in New York.<sup>22</sup>

### Anmerkungen

- 1 Chaim Tartakower, Um den Ausgleich der Parteigegensätze. In: Neues Palästina-Informationsbuch. Hg. vom Palästina-Amt Wien. Wien 1936, S. 38.
- 2 Nach dem „Anschluss“ konnte Chaim Tartakower nach Palästina flüchten. Zu Tartakower vgl. Evelyn Adunka, Exil in der Heimat. Über die Österreicher in Israel. Innsbruck 2002, S. 157–159.
- 3 Leo Goldhammer, Das Wiener Palästina-Amt in den Jahren 1926–1930. In: Neues Palästina-Informationsbuch. Wien 1936, S. 33. Zu Goldhammer vgl., Adunka, Exil (wie Anm. 2), S. 143–149.
- 4 Dieter J. Hecht, Zwischen Feminismus und Zionismus. Anitta Müller-Cohen (1890–1962). Die Biografie einer Wiener Jüdin. Wien 2008, S. 201–205.
- 5 Egon Zweig, Wie das Palästina-Amt entstand. Das Wiener Palästina-Amt in den Jahren 1919 bis 1929. In: Neues Palästina-

**MIT DER  
AK NIEDERÖSTERREICH  
BESTENS BERATEN.**

Markus Wieser | AK Niederösterreich-Präsident

noe.arbeiterkammer.at  
facebook.com/AK.Niederosterreich

- Informationsbuch. Wien 1936, S. 7; Adolf Böhm, *Die Zionistische Bewegung 1918 bis 1938*, 2. Band. Jerusalem 1937, S. 58; Adolf Gaisbauer, *Davidstern und Doppeladler. Zionismus und jüdischer Nationalismus in Österreich 1882–1918*. Wien 1988, S. 127f.; <http://lebensspuren.schloss-hartheim.at/index.php/2-biografie/8-adolf-boehm> (1. 4. 2018); Bericht des Aktionskomitees der Zionistischen Organisation auf dem XI. Zionistischen Kongress. Wien 1913, S. 204; Korrespondenz zwischen Emil Stein und Egon Zweig. Nachlass Egon Zweig. Antiquariat Tomer Kaufmann.
- 6 Emil Stein, *Auf dem Wege nach Palästina*, 2. erw. Aufl., Wien 1920. Zweig, *Wie das Palästina-Amt entstand* (wie Anm. 5), S. 7–21; Gaisbauer, *Davidstern* (wie Anm. 5), S. 146f.; Dieter J. Hecht, *Jewish (Vacation) Fraternities in the Habsburg Monarchy. Kadimah and Geullah – Forward to Redemption*. In: *Austria Studies* 24/2016, S. 31–48.
  - 7 Stein, *Auf dem Wege* (wie Anm. 6), S. 3; Protokoll über die Verabschiedung von Egon Zweig, 4. 1. 1921. Nachlass Egon Zweig. Antiquariat Tomer Kaufmann.
  - 8 Victoria Kumar, *Das Palästina-Amt Wien*. In: *Transversal* 2/2013, S. 125–144, hier S. 126.
  - 9 Stein, *Auf dem Wege* (wie Anm. 6); Zweig, *Wie das Palästina-Amt entstand* (wie Anm. 5), S. 3f.; Hecht, *Zwischen Feminismus* (wie Anm. 4), S. 200–205.
  - 10 Gabriele Anderl, Angelika Jensen, *Zionistische Auswanderung nach Palästina vor 1938*. In: Traude Horvath, Gerda Neyer (Hg.), *Auswanderungen aus Österreich. Von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis zur Gegenwart*. Wien 1996, S. 187–209, hier S. 200f.
  - 11 Zweig, *Wie das Palästina-Amt entstand* (wie Anm. 5), S. 12–14.
  - 12 Zweig, *Wie das Palästina-Amt entstand* (wie Anm. 5.), S. 14–16. Zu Anitta Müller-Cohen vgl. Hecht, *Zwischen Feminismus* (wie Anm. 4), S. 65–111.
  - 13 Zweig, *Wie das Palästina-Amt entstand* (wie Anm. 5), S. 14f. und 17f.
  - 14 Anderl, Jensen, *Zionistische Auswanderung* (wie Anm. 10), S. 196.
  - 15 Itzhak Galnoor, *The Partition of Palestine. Decision Crossroads in the Zionist Movement*. New York 1995, S. 35–54.
  - 16 Gabriele Anderl, *Emigration und Vertreibung*. In: Erika Weinzierl, Otto Kulka (Hg.) *Vertreibung und Neubeginn. Israelitische Bürger österreichischer Herkunft*. Wien-Köln-Weimar 1992, S. 167–337, hier S. 197f.
  - 17 Frieda Hudes, *Das Palästina-Amt einst und jetzt*. In: *Neues Palästina-Informationsbuch*, Wien 1936, S. 43–45, hier S. 43. Sie wurde am 14. April 1920 als Mitarbeiterin aufgenommen.
  - 18 Ebda.
  - 19 *Frieda Hudes an Egon Zweig, 31. 7. 1935*. Nachlass Egon Zweig, Antiquariat Tomer Kaufmann.
  - 20 *Neues Palästina-Informationsbuch*, S. 5.
  - 21 *Die Stimme*, 17. 11. 1937, S. 4; 17. 12. 1937, S. 5.
  - 22 *Central Archives of the History of the Jewish People*, AW 2699, 3. Österreichisches Staatsarchiv, AdR, AHF, Frieda Hudes, Zl. S. 795.

### Weiterführende Literatur

- Gabriele Anderl, *Generationskonflikte. Die zionistische Auswanderung aus Österreich nach Palästina in der Zwischenkriegszeit*. In: Frank Stern, Barbara Eichinger (Hg.), *Wien und die jüdische Erfahrung 1900–1938. Akkulturation – Antisemitismus – Zionismus*. Wien 2009.
- David Rechter, *The Jews of Vienna and the First World War*. London 2001.
- Marsha L. Rozenblit, *Reconstructing a National Identity. The Jews of Habsburg Monarchy during World War I*. Oxford 2001.

# Vorarlberg:



Der weite Blick am Bodensee. Die Ruhe auf den Bergen. Schönes und Erstaunliches gibt es in Vorarlberg im Westen Österreichs zu entdecken. Die zeitgenössische Architektur fällt auf. Mit ihren klaren Linien setzen die Häuser frische Akzente. Auf innovative Lösungen verstehen sich Architekten ebenso wie Handwerker. Wer die Baukultur-Landschaft erkunden will, quartiert sich in einem der architektonisch interessanten Hotels ein oder begibt sich auf „Architektour“.

Musik von Klassik bis Pop erklingt bei Festivals. Zu den bekanntesten zählen die Bregenzer Festspiele mit ihren Opernaufführungen auf der Bühne im Bodensee und die Schubertiade, die sich dem Liedgesang und der Kammermusik widmet. Inspirierendes präsentieren die Museen: von moderner Kunst über Handwerk bis hin zu regionalen Geschichten. Bewegungsfreudige erkunden die Natur beim Wandern, schwingen sich aufs Rad oder Mountainbike, üben sich im Klettern oder Golfen.

Vorarlberg weiß seine Gäste gekonnt zu verwöhnen. In gepflegtem Ambiente, von aufmerksamen Gastgebern, mit kulinarischen Köstlichkeiten, die vielfach aus der Region stammen.

# Momente voller Poesie



## Vorarlberg Tourismus:

Postfach 99, 6850 Dornbirn  
 Tel. + 43 (0)5572 377033-0  
 Fax + 43 (0)5572 377033-5  
 info@vorarlberg.travel  
 www.vorarlberg.travel

*Sonnenuntergang Rohrspitz*  
 © Joachim Negwer/Vorarlberg  
 Tourismus

*Rechts: Zach Blas Facial Weaponization Suite Fag Face Mask, 2012*  
 © Foto: Christopher OLeary



## Jüdisches Museum Hohenems

Eingerichtet in der 1864 erbauten Villa Heimann-Rosenthal spannt das Museum den Bogen vom 17. Jahrhundert bis in die Gegenwart. Die Dauerausstellung thematisiert Vergangenheit und Gegenwart zwischen Migration und Heimat, Tradition und Veränderung. Das Museum bietet mehrsprachige Audioguides und eine Kinderausstellung für Kinder ab 6 Jahren. Im Museumscafé werden die Besucher mit jüdischem Hochzeitskuchen und Kaffee, Bagels und koscherem Wein verwöhnt.

## Öffnungszeiten Museum und Café

**Di–So und an Feiertagen 10.00–17.00 Uhr**

Jüdisches Museum Hohenems  
 Schweizer Straße 5, 6845 Hohenems  
 Telefon +43 (0) 5576 73989-0  
 office@jm-hohenems.at, www.jm-hohenems.at

**Öffentliche Führungen:** jeden 1. Sonntag im Monat  
 von 10.00–11.00 Uhr Dauerausstellung  
 von 11.30–12.30 Uhr Sonderausstellung

## Aktuelle Ausstellung

### Sag Schibbolet!

**Von sichtbaren und unsichtbaren Grenzen**

**18. März 2018 bis 17. Februar 2019**

Während man von Globalisierung und internationaler Gemeinschaft spricht, werden überall in der Welt neue Grenzzäune und Mauern errichtet: um Staaten, besetzte Territorien und exklusive Wohnsiedlungen, zwischen öffentlichem und privatem Raum, Erlaubtem und Unerlaubtem. Manche dieser Grenzen sind durchlässig und andere tödlich, manche sichtbar gezogen und andere durch kulturelle Codes, Sprachtests oder biometrische Verfahren bewehrt. Grenzen entscheiden über Leben und Tod, „Identität“ und „Fremdheit“, Zugehörigkeit und Ausschluss. In dieser Ausstellung sind internationale Künstler dazu eingeladen, Grenzen in aller Welt kritisch zu betrachten.

# Zur Situation der jüdischen Bevölkerung

Ursula Mindler-Steiner



*Mattersburg, Freischärler kontrollieren Passierscheine der Bevölkerung im Hof des „Hotels zur Post“ (Hotel Steiger), Oktober 1921. Quelle: Burgenländisches Landesarchiv, Fotosammlung, Foto: Armin Schäffer*

**B**ei Beschäftigung mit der Frage nach den Auswirkungen des Ersten Weltkrieges auf Juden und Jüdinnen im deutschwestungarischen Grenzgebiet lässt sich feststellen, dass die frühe Nachkriegszeit durchgehend von Gewalt geprägt war.<sup>1</sup> Zu den Kernfragen der damaligen Zeit zählte die Positionierung in der „Anschlussfrage“ – ob Deutschwestungarn zu Österreich kommen oder bei Ungarn verbleiben sollte –, in deren Kontext die „Freischärler“-Kämpfe zu sehen sind, die die gesamte Bevölkerung des Grenzgebiets erschütterten. Inwiefern die Zeit zwischen 1918 und 1921/22, als die „Burgenland-Werdung“ wie auch die Institutionalisierung der Israelitischen Kultusgemeinden einen

vorläufigen Abschluss fanden, von antisemitischen Ausschreitungen gekennzeichnet war, soll im vorliegenden Beitrag kurz dargestellt werden.

Zum „österreichischen Judentum“ der Zwischenkriegszeit liegen einige Arbeiten vor, wobei eine eindeutige Schwerpunktsetzung auf Wien feststellbar ist;<sup>2</sup> die Publikationslandschaft zum burgenländischen Judentum in jener Zeit ist hingegen überschaubar.<sup>3</sup> Das Quellenmaterial zum Thema ist weit gestreut und findet sich vor allem in Archiven in Österreich, Ungarn und Israel. Insgesamt lässt sich konstatieren, dass relativ wenige Berichte aus jüdischer Perspektive vorliegen.

# Von Gewalt geprägt

## im deutschwestungarischen Gebiet nach 1918



*Südburgenland (Oberwart–Rotentum?), Thomas Graf Erdödy und seine Frau Antonia Gräfin Erdödy mit ungarischen Freischärlern, 1921. Quelle: Burgenländisches Landesarchiv, Fotosammlung*

### Historischer Kontext

Wie Marsha Rozenblit hervorhebt, führte der Zusammenbruch der Habsburgermonarchie zu einer tiefen Identitätskrise der Juden und Jüdinnen der früheren Monarchie. Rozenblit zufolge reagierten die österreichischen Juden und Jüdinnen auf diese Krise, indem sie einerseits ihre „jüdische ethnische Identität“ betonten und sich andererseits in den privaten Bereich zurückzogen.<sup>4</sup> Für die Zeit des Kriegsendes bzw. die unmittelbare Nachkriegszeit ist für den westungarischen Raum feststellbar, dass die Bevölkerung damals mit existenziellen Problemen beschäftigt war und sich

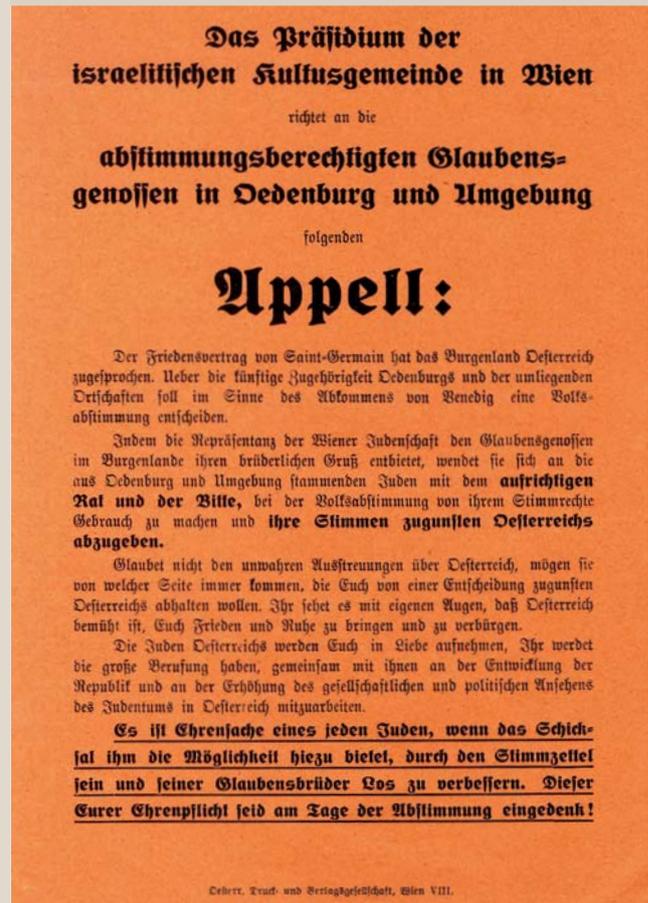
kaum Zeit für eine Auseinandersetzung mit intellektuellen Fragen fand. Dies betraf auch die jüdische Bevölkerung, die sich überdies noch mit judenfeindlichen Ausschreitungen konfrontiert sah. Antisemitische Tendenzen gab es seit dem 19. Jahrhundert in Ungarn ebenso wie in Österreich, auch wenn sie lange ignoriert wurden – wurde in Ungarn doch stets der Erfolg der Assimilationstheorie, des „assimilatorischen Gesellschaftsvertrags“, betont.<sup>5</sup> Im Zuge des Ersten Weltkrieges hatten sie sich jedoch verschärft – so wurde beispielsweise die Loyalität ungarischer jüdischer Soldaten in Frage gestellt – und setzten sich nach Kriegsende fort.<sup>6</sup> Die Euphorie vieler ungarischer Juden

und Jüdinnen, die sich oftmals patriotisch als „Ungarn jüdischen Glaubens“ sahen, wurde durch die Erfahrungen des Ersten Weltkrieges und der unmittelbaren Nachkriegszeit massiv gebremst.<sup>7</sup> So waren die ersten Jahre nach dem Zusammenbruch der Habsburgermonarchie in ganz Ungarn von Gewalt geprägt.

## Kriegsende und Nachkriegszeit

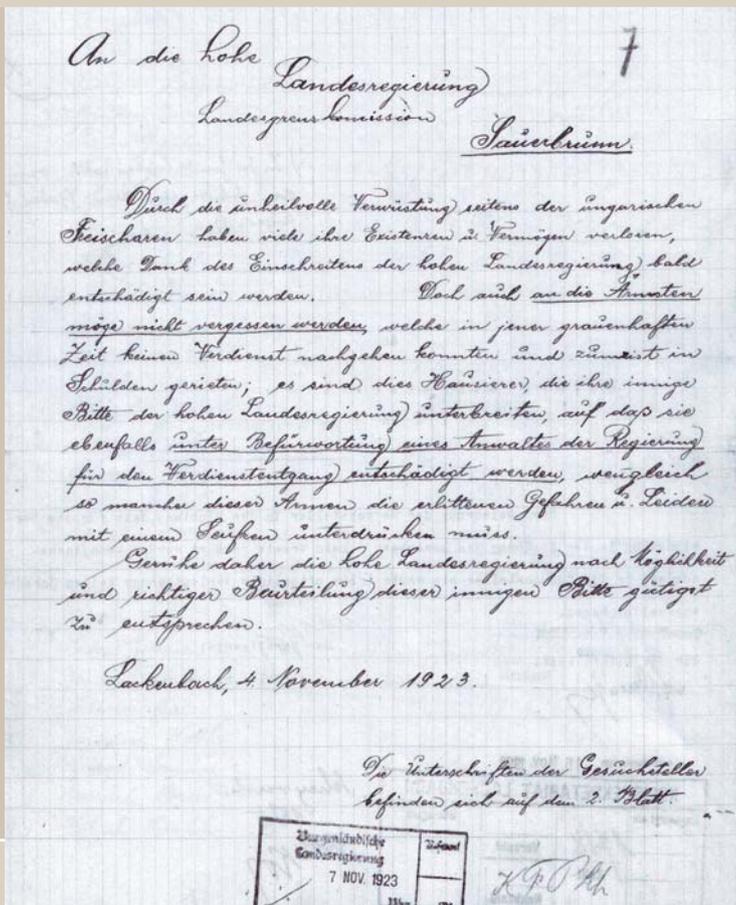
Zu größeren Unruhen und Exzessen kam es im Grenzgebiet, als die ersten ehemaligen Soldaten in ihre Dörfer zurückkehrten und dort die Not ihrer Familien sahen. Sie fühlten sich verraten und getäuscht, hatten sie doch auch deshalb für ihr Vaterland gekämpft, um ihre Familien zu schützen. Schuldige waren bald gefunden: Symbole der Monarchie wurden zerstört, Dorfnotare und Gendarmeriebeamte verprügelt und vertrieben, Pfarrhöfe, aber auch adelige Gutshöfe und die Geschäfte jüdischer Kaufleute, in denen man „Kriegsgewinnler“ sah, angegriffen.<sup>8</sup> Nach dem Ausbruch der Revolution im Herbst 1918 sollte sich die Lage noch verschärfen. Die kurzlebige gewaltsame Räterepublik (Magyarországi Tanácsköztársaság, 21. März bis 1. August 1919) von Béla Kun, die mit Enteignungen, Verstaatlichungen und Hinrichtungen einherging, war von vielen Ungarn und Ungarinnen als *jüdisch-kommunistische Intrige* empfunden worden, da *sich im Lager und in den Leitungsgremien der kommunistischen Herrschaft eine große Zahl jüdischstämmiger Menschen befunden hatte, die allerdings nahezu ausnahmslos bereits vorher von ihrem Glauben abgefallen waren.*<sup>9</sup> Diese Differenzierung wurde jedoch in der Propaganda nicht deutlich gemacht, sodass die jüdische Herkunft politischer Akteure ausreichender Anlass für antisemitische Agitation war.

Der an die Räterepublik anschließende „Weiße Terror“ des konterrevolutionären Horthy-Regimes richtete sich gegen jene, die sich für einen Anschluss Westungarns an Österreich ausgesprochen hatten, insbesondere jedoch auch gegen Juden und Jüdinnen, obwohl Miklós Horthy dies offiziell von sich wies: *Es gibt keine Judenverfolgung.*<sup>10</sup> Hingegen beschrieb Joseph Roth in einer Zeitungsartikelserie über die Situation in Westungarn im Herbst 1919 einen grassierenden Antisemitismus: *Zum Glück ist wenigstens, was Westungarn betrifft, die Judenhatz, wie übrigens auch bei uns, nur der Zeitvertreib der Halbgebildeten, der Pseudointelligenz. Die Behörden und jene Stellen, die man die „maßgeblichen“ nennt, tun das Mögliche, um Ausschreitungen zu*



verhindern. [...] Die Offiziere, die sich massenhaft in die neugebildete Lehár-Armee meldeten, bestanden zum größten Teil aus Opfern des Kommunismus. [...] Sie sehen in jedem Juden einen Kommunisten und in jedem Kommunisten ihren persönlichen Todfeind. [...] Die älteren Offiziere sahen ein, dass Gewalt nur Gewalt erzeugt, und haben Angst vor dem Ruf des „weißen Terrors“. Sie bemühen sich ehrlich und aufrichtig, Gewalttaten gegen Juden zu verhindern.<sup>11</sup>

Über die pogrom-launige Stimmung bei (ehemaligen) Militärangehörigen gibt auch ein vertraulicher Bericht über den Kommandanten einer Truppenabteilung in Pinkafő/Pinkafeld aus dem Jahr 1920 Auskunft: [Oberleutnant] Marton sagte mir, dass, im Falle der Boykott noch länger andauern sollte, eine furchtbare Judenhetze vor sich gehen werde. Dabei zeigte er mir ein in Leder gefasstes Bleistück und sagte, indem er dasselbe schwang, dass mit demselben schon mehrere Juden totgeschlagen worden und dass alle Offiziere im Besitze solcher Totschläger seien. Die Offiziere besprechen mit der Mannschaft die kommende Judenhetze [...].<sup>12</sup>



Linke Seite: Appell der IKG Wien,  
1921 © Burgenländisches Landes-  
archiv

Schreiben von Lackenbacher Hau-  
sierern an die burgenländische  
Landesregierung, 4. 11. 1923  
© Burgenländisches Landesarchiv

Dieser Hass wurde auch offiziell von manchen antisemitischen Politikern wie Gyula Gömbös geschürt, indem z. B. behauptet wurde, dass jüdische Intellektuelle Ungarn ins Unglück gestürzt hätten. Zwar ging der „Weiße Terror“ laut Gerald Schlag im Frühjahr 1920 etwas zurück,<sup>13</sup> es wurde jedoch im September desselben Jahres in Ungarn das erste antisemitische Gesetz in Nachkriegseuropa erlassen – ein Numerus Clausus für jüdische Studierende.<sup>14</sup>

Antisemitisches Gedankengut blieb dabei nicht auf die ungarische Seite beschränkt. Im Mai 1919 überlegte man in Wien Maßnahmen zur Sicherung der Grenze. In einem geheimen Schreiben an die zukünftigen Führer der dort aufzustellenden Freikorps hieß es: *Seien Sie peinlich genau bei der Anwerbung Ihres Freikorps; [...] die von ihnen zu bewaffnenden deutsch-ungarischen Bauern werden Ihnen eine werktätige Hilfe sein. Nehmen sie keine Juden, keine Soldatenräte. Jene sind zersetzendes Element [...].*<sup>15</sup> Das Vorhaben wurde letztlich nicht realisiert.

## Pro oder contra Anschluss?

Zur Zeit des „Weißen Terrors“, im September 1919, wurde im Vertrag von Saint-Germain unter anderem Deutschwestungarn (also die westlichen Teile der Komitate Wieselburg, Ödenburg, Eisenburg) Österreich zugesprochen, was im Vertrag von Trianon (4. 6. 1920) erneut bestätigt wurde. Ungarn strebte zwar eine Revision des Vertrages an, war jedoch nicht erfolgreich. So gestaltete sich diese Zeit ausgesprochen turbulent, insbesondere entbrannte ein bitterer Streit um die Grenzziehungen.

Eine der umstrittensten Fragen war dabei auch die Haltung der westungarischen Bevölkerung: pro Österreich oder pro Ungarn? Joseph Roth schrieb 1919: *Juden und Arbeiter möchten gerne nach Deutschösterreich. Die Bauern nicht sehr gern.*<sup>16</sup> Laut Sabine Lichtenberger war für den Großteil der jüdischen Bevölkerung Deutschwestungarns der Anschluss an Österreich durchaus eine Option. Sie begründet dies nicht nur mit den zunehmenden antisemitischen Ausschreitun-

gen in Ungarn, sondern auch mit kulturellen, sprachlichen und wirtschaftlichen Faktoren. So ist auch zu erklären, warum in Eisenstadt beispielsweise jüdische und christliche Kaufleute gemeinsam für den Anschluss an Österreich warben. Sie weist ferner darauf hin, dass vielfach zwar eine Heimatzuständigkeit in einem burgenländischen Dorf gegeben war, der Betroffene aber in Wien arbeitete.<sup>17</sup>

### „Freischärler“/„Banditen“

Bezugnehmend auf die staatsvertraglichen Regelungen wurden jedenfalls im August 1921 österreichische Gendarmerie und Zollwache an die Grenze geschickt, welche jedoch auf den bewaffneten Widerstand von ungarischen „Freischärlern“ („Banditen“) stießen. Dieser war allerdings nicht „spontan“ ausgebrochen, sondern gut vorbereitet, wenngleich man es inszenierte, *als wäre es eine patriotische Bewegung der empörten Bevölkerung*.<sup>18</sup> Die gut ausgerüsteten Freikorps-Truppen bestanden hauptsächlich aus ehemaligen Militärangehörigen, Studenten und Vertriebenen aus der Slowakei etc. Mit Unterstützung der ungarischen Politik sammelten sie sich unter verschiedenen Führern – können somit als keine homogene Gruppe betrachtet werden – und terrorisierten die Bevölkerung. Besonders gefürchtet war die „Rongyos Gárda“ („Lumpengarde“), die bereits 1919 in Ostungarn Morde an Kommunisten und Juden beging.<sup>19</sup> Auch in Deutschwestungarn kam es zu Ermordungen, Plünderungen, Misshandlungen, Folter und Erpressungen.

Im Folgenden zeigen ein paar Beispiele, welche Situation für die jüdische Bevölkerung bestand. Die Israelitische Kultusgemeinde von Sopronkeresztúr/Deutschkreutz/Zelem (hebr.) erklärte: *Der Kommandant der Freischärler erpresste von der hies[igen] Isr. Kultusgemeinde 100.000 u.K. [ungarische Kronen] als Lösegeld für den Pogrom (sic)*.<sup>20</sup> Aus der Kultusgemeinde Savanyúkút/Sauerbrunn wird berichtet: *Am 3. Oktober l.J. [laufenden Jahres] nachm. trafen in Sauerbrunn ungefähr 10 ungar. Freischärler ein und forderten von der dortigen israelitischen Kultusgemeinde 50.000 Kr, welcher Betrag innerhalb 10 Minuten zu erlegen war, widrigenfalls mehrere Juden erschossen werden würden. Die versammelten Juden, angeblich nicht im Besitze des abverlangten Geldes, folgten nur den Betrag von 14.000 K aus*.<sup>21</sup> Im selben Ort wurde auch der jüdische Kaufmann Kohn von den Banditen schwer bedrängt: *Er kam den Ban-*

*diten soweit als möglich entgegen um sich, seine Familie und die anderen im Orte lebenden Israeliten vor Drangsalierungen zu bewahren und da er auch wusste, dass eine Weigerung verlangte Waren auszufolgen, nichts genützt hätte*.<sup>22</sup> Aus Lakompak/Lackenbach sind ferner zwei Quittungen (!) erhalten, die der Israelitischen Kultusgemeinde von den Freischärlern ausgestellt wurden. Eine davon datiert auf den 21. Oktober 1921: *Quittung über 20.000 Kronen, welchen Betrag die israelitische Kultusgemeinde in Lackenbach als Spende [!] für das westungarische Freischärlercorps Nr. II entrichtet hat*.<sup>23</sup> Was oft unberücksichtigt bleibt, ist, dass viele Menschen – insbesondere sozial schlechter gestellte – in ihrer Existenz gefährdet waren, weil sie ihre Berufe nicht mehr ausüben konnten. Ein Beispiel dafür ist ein Schreiben von 24 „unbemittelten“ (u. a. jüdischen) Lackenbacher Hausierern, welche während der „Freischärler“-Zeit zwei Monate lang erwerbslos waren.<sup>24</sup>

### Volksabstimmung in Sopron/Ödenburg

Erst im Oktober 1921 wurde mit einem Kompromiss zwischen Österreich und Ungarn endgültig bestimmt, dass jenes Gebiet, das heute „Burgenland“ ist, an Österreich übergeben und in Sopron/Ödenburg eine Volksabstimmung abgehalten werden sollte. Bei dieser Volksabstimmung im Dezember 1921 wurden jüdische Stimmberechtigte von ungarischer wie von österreichischer Seite umworben. So hält ein vertraulicher ungarischer Bericht fest: *Juden: Sie wurden von der Zentralstelle der jüd. Gemeinden aufgefordert, von jeder in der Vergangenheit erlittenen Grausamkeit abzusehen und zu zeigen, dass sie Ungarn treu bleiben können. Ihre Vorsteher [...] garantieren, dass jeder Jude für Ungarn stimmen wird*.<sup>25</sup> Die IKG Wien wiederum richtete einen *Appell an die abstimmungsberechtigten Glaubensgenossen in Ödenburg* mit der Bitte, ihre Stimmen für Österreich abzugeben, und warb mit *Frieden und Ruhe*, die Österreich anbieten könnte.<sup>26</sup>

Die Wahl ging letztlich zu Gunsten Ungarns aus. Das bedeutet, dass ein ethnisch und konfessionell gemischtes, mehrheitlich deutschsprachiges Gebiet als „Burgenland“ zu Österreich kam. Nun hieß es, einen entsprechenden Verwaltungsapparat aufzubauen und eine Rechtsangleichung vorzunehmen. Dies sollte insbesondere auch für die Kultusgemeinden eine Rolle spielen.



Jüdische Kultusgemeinden im Burgenland © Karte: d-maps.com, Grafik: Renate Stockreiter

## Situation der Kultusgemeinden 1922

De facto waren die deutschwestungarischen Kultusgemeinden bereits vor dem Weltkrieg einem Auflösungsprozess ausgesetzt gewesen, der sich nun fortsetzte, und die Abwanderung der Zwischenkriegszeit bedrohte die Gemeinden zunehmend existentiell. Zusätzlich sahen sie sich durch die Einführung des österreichischen Kultusrechtes mit einer Schlechterstellung konfrontiert, die sie nicht hinnehmen wollten. Denn das damals in Deutschwestungarn geltende ungarische

Recht bot der jüdischen Bevölkerung eine privilegierte Stellung als in Cisleithanien/Österreich in Bezug auf die Ausübung ihrer Religion, war doch das Judentum in Ungarn als Staatsreligion anerkannt. Das bedeutete, dass auch Rabbiner (wie Pfarrer) staatliche Unterstützungen erhielten und die Kultusgemeinden Subventionen für die Aufrechterhaltung ihrer Infrastruktur (Schule etc.) erhielten. Folglich forderten die Kultusgemeinden nach dem Anschluss an Österreich die Beibehaltung der ungarischen Gesetze. *Zur Wahrung ihrer bisher innegehabten autonomen konfessionellen*

Elismennény

20.000 arat huszreser honorárol mely ársze-  
get a Lakompak-i irraclita hitközség től a  
Kynugáimeryarországi íh fetheló padst-  
neg-résire örökös adómányként felve-  
tem

Lakompak 1921 évi október hó 14én

Kovács János

Quittung der „Freischärler“ für  
die IKG Lackenbach, 21. 10. 1921  
© Burgenländisches Landesarchiv

Rechte konstituierte sich im Mai 1922 der „Verband der orthodoxen israelitischen Kultusgemeinden des Burgenlandes“, als eine *auf der Basis des den orth. Juden richtungsgebenden Schulchan Aruch ruhende Religionsgemeinschaft*.<sup>27</sup> Er sollte Repräsentations-, Verwaltungs- und Kontrollfunktionen erfüllen und bemühte sich um die Aufrechterhaltung der jüdisch-konfessionellen Schule sowie um die Beteiligung der österreichischen Regierung am Erziehungs- und Rabbinatsbudget. Schließlich erreichte er auch, dass jüdische Schulen samstags geschlossen blieben. Der burgenländische Verband blieb für sich autonom und beteiligte sich auch nicht an dem (letztlich vergeblichen) Versuch der österreichischen Kultusgemeinden, einen Dachverband zu gründen.<sup>28</sup>

Auch wenn die burgenländischen Kultusgemeinden sich durchsetzen und 1922 scheinbar gestärkt aus dem Konflikt um ihre Rechtsstellung hervorgehen konnten, so darf dies nicht darüber hinwegtäuschen, dass alle orthodoxen Gemeinden in der Zwischenkriegszeit an Mitgliedern verloren. Die Gründe dafür waren mannigfaltig – die Wurzeln finden sich bereits in der Zeit der ausgehenden Monarchie und können nicht allein auf die Gewalterfahrungen der unmittelbaren Nachkriegszeit zurückgeführt werden.

#### Anmerkungen

- 1 Mein Dank gilt dem Burgenländischen Landesarchiv (BLA) und der Burgenländischen Landesbibliothek, v.a. Rita Münzer, Evelyn Fertl und Michael Hess.
- 2 Pars pro toto Lisa Silverman, *Becoming Austrians. Jews and Culture between the World Wars*. Oxford 2012.
- 3 Sabine Lichtenberger, „Es war meine Heimat, das Burgenland“. *Geschichte und Kultur des burgenländischen Judentums mit besonderer Berücksichtigung der Jahre 1921–1938*. Diplomarbeit Wien 1996.

- 4 Marsha L. Rozenblit, *Jewish Ethnicity in a New Nation-State. The Crisis of Identity in the Austrian Republic*. In: Michael Brenner, Derek J. Penslar (Ed.), *In Search of Jewish Community. Jewish Identities in Germany and Austria, 1918–1933*. Indiana 1998, S. 134–153, hier S. 134–136.
- 5 Vgl. László Varga (Hg.), *Zsidóság a dualizmus kori Magyarországon. Siker és válság*. O.O. 2005. Zur Kritik an der Assimilationstheorie siehe Éva Kovács, *Die Ambivalenz der Assimilation. Postmoderne oder hybride Identitäten des ungarischen Judentums*. In: Johannes Feichtinger, Ursula Prutsch, Moritz Csáky (Hg.), *Habsburg postcolonial. Machtstrukturen und kollektives Gedächtnis*. Innsbruck 2003, S. 197–208.
- 6 Raphael Vago, *The Development of Anti-Semitism up to the Collapse of the Monarchy*. In: Anna Szalai (Hg.), *In the Land of Hagar. The Jews of Hungary*. Tel Aviv 2002, S. 113–119, hier S. 113 und 115.
- 7 Vgl. Vera Ranki, *The Politics of Inclusion and Exclusion. Jews and Nationalism in Hungary*. New York 1999.
- 8 Gerald Schlag, *Aus Trümmern geboren. Burgenland 1918–1921*. Eisenstadt 2001, S. 114.
- 9 Erklärung der Pester Israelitischen Gemeinde, 28. 8. 1919. Zitiert in Ursula Mindler, *Grenz-Setzungen im Zusammenleben. Verortungen jüdischer Geschichte in der ungarischen/österreichischen Provinz am Beispiel Oberwart/Felsőőr*. Innsbruck 2011, S. 196.
- 10 Grenzpost (10. 10. 1919). Zitiert in Daniela Javorics, *Staatliche Repressionen und Terror in Westungarn*. Diplomarbeit Universität Wien 2008, S. 125.
- 11 S. 9. 1919. Zitiert in Lichtenberger, *Heimat* (wie Anm. 3), S. 43.
- 12 Zitiert in Mindler, *Grenz-Setzungen* (wie Anm. 9), S. 197.
- 13 Schlag, *Trümmer* (wie Anm. 8), S. 298.
- 14 Mária M. Kovács, *Törvénytől sújtva – a numerus clausus Magyarországon, 1920–1945*. Budapest 2012.
- 15 Schlag, *Trümmer* (wie Anm. 8), S. 204f.
- 16 Joseph Roth, *Das journalistische Werk*. Bd. 1, Kapitel „Die Bevölkerung und der Anschluss“. Gelesen auf google books (4. 4. 2018).
- 17 Lichtenberger, *Heimat* (wie Anm. 3), S. 44f.
- 18 Josef Borus, *Freischärler in Westungarn (1921)*. In: *Burgenland 1921. Anfänge, Übergänge, Aufbau*. Eisenstadt 1996, S. 51–63, hier S. 52.
- 19 Schlag, *Trümmer* (wie Anm. 8), S. 395f und 398.
- 20 BLA Anschlussarchiv (AA) K/II-4/3-6.
- 21 BLA AA K/II-3/13-7.
- 22 BLA AA K/II-4/21-23.
- 23 BLA AA K/II-4/21-20.
- 24 BLA AA K/II-4/21-25.
- 25 Schlag, *Trümmer* (wie Anm. 8), S. 471f.
- 26 BLA AA C/I-11/30.
- 27 Lichtenberger, *Heimat* (wie Anm. 3), S. 47–74; Mindler, *Grenz-Setzungen* (wie Anm. 9), S. 83–88. Schulchan Aruch: Im 16. Jhd. verfasste und über Generationen überarbeitete Zusammenstellung religiöser Vorschriften für das Judentum.
- 28 Lichtenberger, *Heimat* (wie Anm. 3), S. 5f.

Für unbeschwerte und sichere Urlaubstage.

**reiseregistrierung.at**

Damit wir Sie auch im Ernstfall erreichen können.



Informationen zu Ihrem Urlaubsziel finden Sie unter:

**www.reiseinformation.at**

Ein Service des Außenministeriums

**Bitte beachten Sie:** Die Reiseregistrierung ersetzt nicht die Eigenverantwortung! Bei Nottfällen im Ausland sind wir jederzeit unter +43-1-90115-4411 für Sie erreichbar.



Gratis App-Download zur Reiseregistrierung



**EUROPA  
INTEGRATION  
ÄUSSERES**  
BUNDESMINISTERIUM  
REPUBLIK ÖSTERREICH

# Steine der Erinnerung in St. Pölten

## Sichtbare Zeichen wider das Vergessen



Anlässlich des Gedenkens an den bereitwilligen „Anschluss“ Österreichs an NS-Deutschland und zum 30-jährigen Bestehens unseres Instituts werden wir in diesem Jahr beginnen, in St. Pölten sichtbare Zeichen zu setzen: Steine der Erinnerung für möglichst viele der 575 im Nationalsozialismus ermordeten Mitglieder der jüdischen Gemeinde St. Pölten. Im Einvernehmen mit den Hausbesitzer/innen und -bewohner/innen werden diese an der letzten freiwilligen Wohnadresse eingelassen. Die 18 x 18 cm großen Messingplatten auf Pflastersteinen mit den Namen, Daten und Deportationsorten werden von der Geschützten Werkstätte St. Pölten gefertigt, die Verlegung übernimmt die Baudirektion der Stadt St. Pölten.

Oben: Stein der Erinnerung, Edelhoﬀgasse 21, Wien, 18. Bezirk

Für Hermann und Irma Löw (hier mit Tochter Edith) beide am 20. 5. 1942 in Maly Trostinec ermordet, wird ein Stein der Erinnerung in der Rathausgasse 10 gesetzt. © Injoest

Die ersten zwölf Steine an acht Adressen für 28 Menschen werden Anfang Oktober im Beisein von Bürgermeister Matthias Stadler und von Angehörigen aus Österreich, der Schweiz, den USA, Großbritannien und Argentinien gesetzt. Da die ermordeten Verwandten keinen Grabstein haben, bedeutet diese kleine Messingplatte den einzigen Erinnerungsort an einen ansonsten aus dem öffentlichen Gedächtnis gelöschten Menschen.

Die Steinsetzungen werden ab nun jährlich fortgesetzt. Weil wir vermeiden wollen, dass die Angehörigen selbst für die Kosten aufkommen müssen, werden diese durch Förderungen, aber auch durch private Spenden aufgebracht. Wenn Sie zu dieser Gedenkarbeit beitragen wollen, bitten wir Sie, eine finanzielle oder eine Pflege-Patenschaft zu übernehmen.

### Informationen unter

[injoest.ac.at](http://injoest.ac.at) > Steine der Erinnerung  
oder +43 (0) 2742 77171-12



# Die Lange Nacht der Forschung in NÖ

## Über 20.000 Interessierte auf Entdeckungsreise

Am 13. April 2018 fand in Niederösterreich die Lange Nacht der Forschung statt. Acht Regionen, 28 Standorte und rund 390 Forschungsstationen boten Interessierten die Möglichkeit wissenschaftliche Inhalte anschaulich und spielerisch zu erforschen. Von Naturwissenschaften, über Zukunftstechnologien, von Medizin bis zu Geschichte – das breite Spektrum an Themen in der niederösterreichischen Forschungslandschaft ließ schnell erkennen, dass Forschung ein wesentlicher Bestandteil des täglichen Lebens ist und schon längst nicht mehr im Elfenbeinturm stattfindet.

Die Besucherinnen und Besucher konnten im direkten Dialog mit den Forschenden erfahren, welche Auswirkungen Forschung auf uns und unser Leben hat. Hochkarätige Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler erklärten auf verständliche Art und Weise ihre Themen und Projekte und beantworteten die vielen Fragen der Interessierten. So wurde beispielsweise im MAMUZ Schloss Asparn Geschichte lebendig gemacht, in Baden bot die Pädagogische Hochschule NÖ Einblicke in die Robotik und in Klosterneuburg widmete man sich Themen wie Mathematik, Genetik, Astrophysik oder Geodynamik. In Krems waren Themen der Biotechnologie

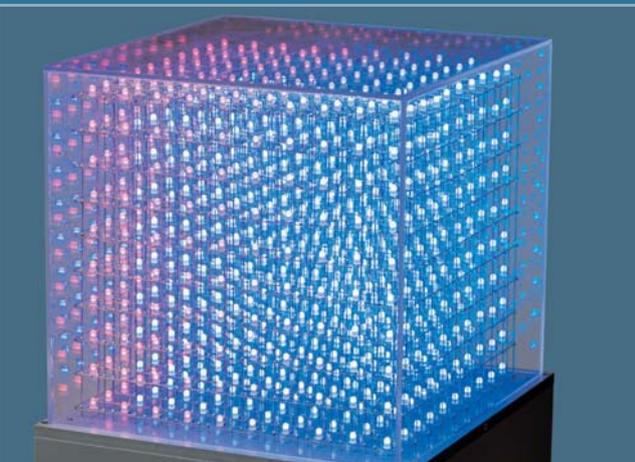


Die Lange Nacht der Forschung in St. Pölten  
Oben: New Design University St. Pölten  
Unten: FH St. Pölten © Fotos: Klaus Ranger

und Medizin präsent und in Tulln stand der nachhaltige Umgang mit der Umwelt im Fokus. In St. Pölten konnte man sich zu digitalen Technologien informieren und virtuelle Welten erkunden. Ebenfalls vertreten war das Institut für jüdische Geschichte Österreichs (Injoest), welches mit Dokumenten und Fotos das Leben in den einst blühenden jüdischen Gemeinden sowie Beraubung und Vertreibung veranschaulichte. Die Themenfelder in Wieselburg waren Agrartechnologie und Ökologie und in Wiener Neustadt wurde die Hochtechnologie vor den Vorhang geholt.

Die Lange Nacht der Forschung ist das größte heimische Forschungs-Event und wurde vom Amt der NÖ Landesregierung – Abteilung Wissenschaft und Forschung – und von Niederösterreichs Wirtschaftsagentur ecoplus organisiert.

[www.LangeNachtderForschung.at](http://www.LangeNachtderForschung.at)  
[www.noel.gv.at/wissenschaft](http://www.noel.gv.at/wissenschaft)



# Stimmen

## Die jüdische Gemeinde in Meran

Sabine Mayr

Am 9. November 1921 wurde die jüdische Gemeinde in Meran vom römischen Ministerium für Justiz und Kultusangelegenheiten anerkannt. Federico Steinhaus schildert die Problematik der Meraner Juden seit Inkrafttreten des Friedensvertrags von Saint Germain als rechtlich nicht bestätigte Glaubensgemeinschaft auf nunmehr italienischem Staatsgebiet. So erklärten der Meraner Kurarzt Julius Stein und der Kaufmann im Ruhestand, Hermann Zipper, ein in Meran lebender Onkel des Komponisten des „Dachauliedes“ Herbert Zipper, in einem Schreiben an die jüdische Gemeinde in Triest am 4. November 1919, wie sehr das seit 1914 bestehende israelitische Kultuskomitee in Meran bedaure, Rabbiner Adolf Altman entlassen zu müssen. Es gebe noch keine rechtliche Grundlage für die Leitung einer unabhängigen Meraner Glaubensgemeinschaft. Am 23. Juli 1920 beschied der Kommissar der neu geschaffenen Region Trentino Südtirol, Luigi Credaro, dass die Gründung einer Gemeinde in Meran durchführbar sei, wenn diese von 30 Familienoberhäuptern beantragt würde. Doch am 12. September 1920 erklärten Julius Stein und der Kaufmann Hugo Sachs, wiederum stellvertretend für das Meraner Kultuskomitee, dass gerade eine aggressive antisemitische Stimmung vorherrsche und die Anerkennung bei der italienischen Regierung daher nicht beantragt werden könne, ohne von Südtirolern als Verräter, die sich mit dem italienischen Staat arrangiert hätten, gebrandmarkt zu werden.<sup>1</sup>

### Misstrauen

Seit der Gründung der Königswarter-Stiftung in Meran im Jahr 1872, die nicht nur den Bau der Synagoge in Meran unterstützte, sondern auch Kuraufenthalte

*Die Hochzeitsgäste während der Hochzeitsfeier von Sara Gans und Josef Bermann am 13. 4. 1926 im Hof des koscheren Hotels Bellaria in Meran. Von links, vorne sitzend: Emma und Leopold Bermann, Sara und Josef Bermann, die Eltern der Braut Antonia Halberstadt und Adolf Gans aus Frankfurt. Stehend dahinter die Hoteliers der Pension Ortler Julius und Terka Bermann, Lotte Pollak, Rachel (Josefs Schwester), Rosa Pollak, Ludmilla Reinstadler und ihr Mann Rechtsanwalt Hermann Honig, Saras Schwester Else, Saras Bruder Jacob Jechiel, unbekannt, Caroline Ullmann und ihr Mann, der Meraner Kurarzt Max Bermann. An 5. Stelle in der 4. Reihe von links: Clara Weil, die Schwester von Friedrich Stransky, Bankier und langjähriger Präsident der Königswarter-Stiftung in Meran © Jüdisches Museum Meran*

für arme Jüdinnen und Juden ermöglichte, begegneten Juden im Kurort einem Misstrauen, das von der kirchlichen Tiroler Tradition genährt wurde. Eine selbst in medizinischen Reiseratgebern vermerkte Distanz gegenüber allem Nichtkatholischen ironisierte Daniel Spitzer in den „Wiener Spaziergängen“: *Doch sind die Tiroler Bauern auch gegen Andersgläubige sehr gefällig, denn wenn sie den polnischen Juden, die hier zur Kur weilen, begegnen, küssen sie ihnen die Hand, weil diese, infolge ihres Kaftans und des überaus glücklichen Umstandes, dass sie ebenfalls die Hosen in den Stiefeln tragen, sich einer großen Ähnlichkeit mit den geistlichen Herren erfreuen.*<sup>2</sup>

Jüdische Kurgäste, Ärzte und Handeltreibende bedeuteten eine antirestaurative Bedrohung der Privilegien von Adel und Klerus, deren Dominanz in Tirol Spitzer ähnlich wie schon Heinrich Heine in seinen Reisebildern von 1828 kritisierte. Heine lässt deren Vertreter einander in Brixen allegorisch *die heiligen Allianzhande* reichen und *das gewöhnliche Geschwätz von der großen Verschwörung gegen Thron und Altar*<sup>3</sup> führen. Bereits Anfang der 1870er Jahre gab es Pole-

# gegen den Nationalismus

## Anfang der 1920er Jahre



miken zwischen dem ländlich-feudalen, katholisch-konservativen „Tiroler Volksblatt“ und der liberalen „Bozner Zeitung“, letztere unter der Leitung von Chefredakteur Jakob Straschnow, der mit einem Lungenleiden nach Gries gekommen war und hier sprachgewandt für progressive Reformen eintrat. Am 14. Januar 1874 wurde Straschnow in Anwesenheit des jüdischen Kurarztes Raphael Hausmann und von Vertretern des Arbeiterbildungsvereins auf dem jüdischen Friedhof in Meran beigesetzt. Dieser war die erste religiöse Einrichtung, welche die Meraner Königswarter-Stiftung auf Betreiben Raphael Hausmanns, des ersten nieder-

gelassenen jüdischen Arztes, im Kurort geschaffen hatte. Hausmann war um 1865 aus Breslau nach Meran gekommen und förderte mit seinen Publikationen die Bekanntheit der Meraner Weintraubenkur.<sup>4</sup>

Die politische Vormachtstellung wurde in der kleinkaligen Presse Tirols rabiat verteidigt. Auch die Zeitungen „Tiroler Volksbote“ und „Der Tiroler“ positionierten sich gegen „jüdische Gottlosigkeit“, „jüdische Modernität“ und „jüdischen Liberalismus“. Noch zu Straschnows Lebzeiten hatte Sebastian Glatz die „Bozner Zeitung“ und das liberale Innsbrucker „Tagblatt“ als *Spucknäpfe Tirols* bezeichnet. Glatz war ab 1881

Pfarrer von Meran, wirkte im Tiroler Landtag und Landesschulrat, gründete 1883 die antisemitische Zeitung „Der Burggräfler“ und ließ die Andreas-Hofer-Kapelle in St. Leonhard im Passeiertal errichten, deren Wandmalereien heute noch drei Kinder mit Heiligenschein zeigen: *S. Andreas v. Rinn*, *S. Ursula v. Lienz*, *S. Simon v. Trient*.<sup>5</sup> Alle wurden aufgrund gefälschter Quellen als Opfer jüdischer Ritualmorde verehrt.

Im März 1900 hetzte der „Burggräfler“ mit einer kolportierten „jüdischen Mafia in Oberungarn“ gezielt gegen Juden aus dem Herkunftsraum von Förderern der Königswarter-Stiftung, wie etwa die Familie Bermann, die damals die koschere Pension Starkenhof in Meran führte und bald das Hotel Bellaria, das Sanatorium Waldpark und die Pension Ortler eröffnete. Josef Bermann hatte sein frommes Judentum von Kobersdorf mit nach Meran gebracht. Aus der Gegend stammte auch der Landesrabbiner von Hohenems und Tirol, Aron Tänzer, der vor seinem Studium der Philosophie, Germanistik, semitischen Philologie und Geschichte in seinem Geburtsort Pressburg die Jeschiwa und Rabbinerschule besucht hatte. Tänzer bezeichnete die Zeitung „Der Burggräfler“ bei einem Vortrag im Februar 1900 in Wien als eine traurige Episode der Geschichte Österreichs, an die man sich später mit Abscheu erinnern werde. Der neue Antisemitismus

diene dazu, so Tänzer, *im Verfall begriffenen Anschauungen wieder auf die Beine zu helfen und des Volkes freie Geisteshaltung zu hemmen*. Um die intentionale Wahrheitsverfälschung deutlicher zum Ausdruck zu bringen, empfahl er, die Korrespondenten des „Burggräflers“ nicht „Antisemiten“ sondern „Antiveritaner“ zu nennen.<sup>6</sup> Als 1905 angesichts der schwindenden Bevölkerung von Hohenems eine Umstrukturierung des Landesrabbinats anstand, versuchte Tänzer für Meran eine eigene Gemeindeverwaltung zu erwirken, um von der jüdischen Gemeinde in Hohenems unabhängig agieren zu können, und übersiedelte selbst nach Meran. Doch die angestrebte Eingrenzung seines Wirkungsbereichs auf Südtirol und das Trentino wurde vom Kultusministerium nicht bestätigt, sodass er im August 1907 eine Stelle in Göppingen in Württemberg annahm.<sup>7</sup>

Die antisemitische Hetze klerikaler Zeitungen zeigt etwa die Meldung im „Tiroler“ vom 7. Juli 1914, welche den jüdischen Kaufmann Wilhelm Wolf Spieler als einen *Schädling des anständigen Kaufmannsstandes* verunglimpfte. Um 1910 war Spieler von Wien nach Bozen gezogen. Er arbeitete zuerst beim jüdischen Herrenausstatter Markus Lampel und eröffnete 1913 ein eigenes Geschäft für Herren- und Damenkonfektion.<sup>8</sup> Über den 1875 in Zurawno in Galizien gebore-



nen Kaufmann schreibt „Der Tiroler“ ferner Folgendes: *Wie wir berichtet haben, wurde dem Juden Wolf Spieler in Bozen, der sich fälschlich Wilhelm Spieler nennt, seitens der Gewerbebehörde die Konzession zum Betrieb seines Ratenabzahlungsgeschäftes bzw. Konfektionsgeschäftes entzogen. Der Jude ließ nun durch einen kohnnationalen [sic!] Advokaten in Meran, den Dr. Zuckermann, einen Rekurs an die Statthalterei einbringen, wodurch er einstweilen allerdings erreicht hat, dass er bis zur Fällung der Statthaltereientscheidung das Geschäft weiterbetreiben und die anständige Geschäftswelt weiter schädigen kann.*<sup>9</sup> Das spöttische Attribut „kohnnational“ war gegen Spielers Rechtsanwalt, den Dichter und Zionisten Hugo Zuckermann gerichtet, der am Meraner Kornplatz eine Rechtsanwaltskanzlei führte und wie Stein, Zipper und Sachs 1914 dem Ausschuss des israelitischen Kultuskomitees in Meran angehörte. Es wandelte die Bezeichnung „Connational“ ab, die unter den Christlichsozialen Tirols um 1900 als Synonym für *Stammesgenossen der österreichischen Deutschen* gebräuchlich war. Der Wortführer der Christlichsozialen in Tirol war Wendelin Haidegger, ein Professor für Kirchengeschichte am Theologischen Seminar in Brixen.<sup>10</sup> Ihr Programmblatt war die 1888 gegründete Wochenzeitschrift „Brixener Chronik“, die 1892 jüdische Journalisten auflistete, darunter auch Daniel

Spitzer, mit dem Zusatz: *Diese Orientalen fabrizieren in zielbewusster Feindschaft gegen das Christentum die „liberale“ Tagesmeinung.*<sup>11</sup>

1905 wurde mit Vertretern aller Parteien, außer der Sozialdemokratie, der „Tiroler Volksbund“ als „Deutschtumsorganisation“ gegründet. Er markiert dem Historiker Leopold Steurer zufolge das letzte Kapitel des *tirolischen Nationalitätenkampfes vor dem Ersten Weltkrieg*, indem er topographische Bezeichnungen im Trentino eindeutschte und etwa aus Rovereto Rofreit sowie aus Gardasee Gartensee machte, wie auch der Historiker Rolf Steininger aufzeigt. Tirol wurde als „Deutschlands südlichste Grenzmark“ oder „Grenzwache“ des neuen Reichs ideologisch überhöht. In seiner Analyse „Südtirol zwischen Rom und Berlin 1919–1939“ zeigt Steurer schon sehr früh, dass der Nationalsozialismus in auslandsdeutschen „Volksgruppen“ begeisterte Anhänger gefunden hatte, lange bevor er in Deutschland an die Macht gelangte.

## Radikalisierung

Radikalisiert hatte sich auch der Judenhass. Hatten die Gegner der jüdischen Emanzipation mit ihren wirtschaftlichen, religiösen oder völkisch-nationalen Argumenten ab den 1870er Jahren starken Zulauf erhalten, so entstand nun auf pseudowissenschaftlich-rassistischer Grundlage der moderne, politische Antisemitismus. Aus den lokalen Zeitungen hallten Beschimpfungen von „Juden und Kommunisten“, denen der Krieg, die wirtschaftliche Nachkriegsmisere und die Teilung Tirols zur Last gelegt wurden. Während seines Aufenthalts in Meran im April und Mai 1920 kritisierte Franz Kafka einen Leitartikel des „Burggräflers“ vom 10. April 1920, in dem das Hetzpamphlet „Freimaurerei – Zionismus – Kommunismus – Spartakismus – Bolschewismus“ des österreichischen Deutschnationalen Friedrich Wichtl wie die gefälschten, antisemitischen Protokolle der „Weisen von Zion“ lobend erwähnt wurden.<sup>12</sup>



Linke Seite: Rabbiner Adolf Abraham Altmann vor der Synagoge in Meran im Rahmen eines Gottesdienstes während des Ersten Weltkrieges  
© Palais Mamma Museum Meran

Gottesdienst in der Synagoge in Meran  
© Palais Mamma Museum Meran



Rabbiner Aron Tänzer mit seinen Söhnen Fritz (links im Bild) und Paul (rechts) während des Ersten Weltkrieges © Jüdisches Museum Meran

Nach den in Saint Germain am 2. September 1919 beschlossenen Friedensbedingungen war Südtirol ohne Minderheitenschutz zu Italien gekommen und am 10. Oktober 1920 offiziell annektiert worden. Die sich während der Friedensverhandlungen noch gemäßigt zeigende Militärregierung unter Guglielmo Pecori-Giraldi und die sozialistischen Ministerpräsidenten Francesco Nitti (Ministerpräsident bis 15. Juni 1920) und Ivanoe Bonomi sicherten Südtirol eine Selbstverwaltung zu. Unter Nitti musste der im November 1918 von Ministerpräsident Vittorio Orlando und Außenminister Giorgio Sidney Sonnino als „Kulturkommissar“ nach Bozen entsandte, fanatische italienische Nationalist Ettore Tolomei sogar sein Kommissariat im September 1919 wieder schließen. Bis dahin italienisierte geographische Namen wurden wieder ins Deutsche rückübertragen. Als am 24. April 1921 in Nordtirol eine Abstimmung über den Anschluss des Landes

Tirol an das Deutsche Reich stattfand und Südtiroler an der Abstimmung teilnahmen, überfielen Faschisten in Bozen einen Trachtenumzug, verbrannten die beschlagnahmten Abstimmungsurnen öffentlich in Trient und erschossen den Lehrer Franz Innerhofer, ohne später dafür belangt zu werden. Die gewalttätige, vom italienischen Militär geduldete Provokation markierte das rapide Erstarken des Faschismus als politische Kraft, die im Juli 1921 den Rücktritt des liberalen Ministerpräsidenten Giovanni Giolitti bewirkte und Bonomis Regierung (4. 7. 1921–26. 2. 1922) beeinflusste. In der Regierungserklärung vom 10. Juli 1921 betonte Bonomi zwar noch die Notwendigkeit, *den Einrichtungen der administrativen Autonomie in den neuen Provinzen eine konkrete Form zu geben*,<sup>13</sup> tatsächlich lassen sich jedoch bereits, nach Steurers Diktion, *Vorstufen der Südtirolpolitik des Faschismus* feststellen. Bonomi dekretierte eine in Trient eingerichtete, in Rom ernannte und zentralistisch gesteuerte Regierung für die Einheitsprovinz „Venezia Tridentina“, wie das Trentino und Südtirol nun bezeichnet wurden. Die deutschsprachige Presse wurde einer scharfen Zensur unterworfen, während die „Lex Corbino“ italienischsprachige Eltern ab 1922 dazu verpflichtete, ihre Kinder in die italienische Schule zu schicken, wobei auch deutschsprachige Familien mit italienisch klingendem Namen und Ladiner und Ladinerinnen als Italiener und Italienerinnen deklariert wurden. Am 15. Juli 1923 verkündete Ettore Tolomei im Bozner Stadttheater schließlich sein Italienisierungsprogramm, das Italienisch als Amts- und Schulsprache sowie frei erfundene italienische Ortsnamen einführte, den Deutschunterricht und die Verwendung des Namens „Tirol“ verbot, die Gemeindeautonomie abschaffte und unter anderem auch die Presse zensurierte.<sup>14</sup>

### „Verrat“

Die staatliche Anerkennung der jüdischen Gemeinde in Meran erfolgte demnach in einer Zeit, da sich der Faschismus konsolidierte und immer deutlicher wurde, dass Italien Südtirol eine Selbstverwaltung verweigerte. Unter den politischen Vertretern Südtirols galt damals jede Kontaktaufnahme mit Italienern als Verrat. Der

Vorwurf des Verrats konditionierte aber nicht nur die Meraner Glaubensgemeinschaft in ihrem Entschluss, auf die Beantragung der staatlichen Anerkennung vorerst noch zu verzichten, sondern traf auch zum Katholizismus konvertierte Familien jüdischer Herkunft wie die Familie Freudenfels, wenngleich in diesem Fall antisemitische Beweggründe nicht im Vordergrund standen. Sigmund Freudenfels, 1844 in Postelberg, heute Postoloprty (Tschechische Republik), geboren, hatte 1868 einen En-gros-Handel in Innsbruck gegründet, Friederike Jerusalem aus Chotieborsch/Chotěboř (Tschechische Republik) geheiratet und war mit seiner Familie 1884 aus gesundheitlichen Gründen nach Untermais (heute ein Meraner Stadtteil) gezogen. 1886 konvertierten Sigmund, Friederike und ihre Tochter Maria in Meran zum Katholizismus. 1889 gründete Freudenfels mit Arthur von der Planitz und Karl Grabmayr die Meraner Calville-Export-Gesellschaft als eine der ersten Obstexportgesellschaften Tirols. In einem Weingut in Untermais ließ Freudenfels eine Villa errichten, die 1912 dem US-amerikanischen Reiseschriftsteller John L. Stoddard verkauft wurde und heute un-

ter dessen Namen bekannt ist.<sup>15</sup> Freudenfels engagierte sich wie Raphael Hausmann für die Entwicklung des Kurorts und das damals noch vernachlässigte, angrenzende Untermais, übernahm wie Hausmann mehrere Ehrenämter, unter anderem in der Meraner Kurgesellschaft und im Gemeinderat von Untermais, ließ den Unterschöpferhof in Tschermers zum Schloss Baslan ausbauen und ist wie Hausmann heute fast vergessen. Sein aus Görz/Gorizia stammender Schwiegersohn Karl Radio von Radiis wurde in Tschermers zum passionierten Landwirt, gründete die Gesellschaft zur Zucht von Haffingerpferden und legte, in Südtirol damals einzigartig, Zwergobstbäume mit Winterbirnen an, die wie die Calville-Äpfel in ganz Europa verkauft wurden.<sup>16</sup> Dass der Kaiserjäger-Offizier Radio von Radiis nach dem Waffenstillstand vom 4. November 1918 den Auftrag erfüllte, den ungehinderten Abzug der zurückkehrenden Soldaten des österreichisch-ungarischen Heeres zu sichern, wurde ihm später als Verrat vorgehalten. Radio habe die italienischen Truppen nach Meran geleitet, die er jedoch nur vom gegnerischen Heer getrennt zu halten versuchte.<sup>17</sup>

**SIEMENS**  
*Ingenuity for life*

Mit Erfindergeist und Ingenieurskunst schaffen wir eine lebenswerte Umwelt.  
Das ist Ingenuity for life.

[siemens.at/ingenuityforlife](https://www.siemens.at/ingenuityforlife)



Verrat am Vaterland wurde auch dem mährischen Kaufmann Josef Weinstein, einem Mitglied der jüdischen Gemeinde in Meran, vorgeworfen. Weinstein hatte 1896 im Alter von zwanzig Jahren für den Unternehmer Guido Moncher in Trient zu arbeiten begonnen, der unter anderem ab 1902 in die „Tipografia Artistica Tridentina“ investierte. In dieser wurde die von Cesare Battisti gegründete Zeitschrift „Il Popolo“ gedruckt. 1905 eröffnete Weinstein seine eigene Mode- und Manufakturwarenhandlung. Außerdem hielt er Anteile an den „Magazzini Riuniti“, einem der ersten Kaufhäuser des Trentino mit Konfektionsartikeln. Als dieses am 4. November 1918 von österreichischen Truppen geplündert wurde, zog die Familie Weinstein nach Meran. Der Überfall wurde damit in Verbindung gebracht, dass nach der Verhaftung des Deserteurs Battisti durch die Österreicher am 10. Juli 1916 an dessen Kleidungsstücken die Marke „Giuseppe Weinstein“ ersichtlich war.<sup>18</sup>

Paul Berger, 1884 in Jägerndorf, heute Krnov, geboren, war Vorstandsmitglied der jüdischen Gemeinde in Meran und bemühte sich Anfang der 1920er Jahre um die Verständigung zwischen Südtirolern und den neuen italienischen Machthabern. Berger führte zuerst die Pension Rhaetia in Untermais, ab 1924 die Pension Berger im ehemaligen Bergschlössl, außerdem das re-

*Auf der Terrasse von Schloss Baslan in Tschermbs bei Meran von links: Maria Radio von Radiis, geborene Freudenfels, ihr Ehemann Karl Radio von Radiis, Karls Schwester Karoline, ihr Ehemann Viktor Mataja, österreichischer Ökonom und Sozialminister im Jahr 1918, vor ihm sitzend Alfred Radio, Gaston Radio und seine Ehefrau und Karls Schwester Amelie und ihr Ehemann, der Künstler Heinrich Kautsch  
© Privatarchiv Alexander von Bach*

nommierte Hotel Emma in Meran und das Hotel Prager Wildsee im Pustertal, letztere zwei im Besitz der Familie Hellenstainer. Als Direktoriumsmitglied der Hotelvereinigung organisierte Berger den sogenannten „Pranzo Credaro“, um mit Kommissar Luigi Credaro Perspektiven für Wirtschaft und Tourismus zu erörtern.

Die Beispiele deuten an, wie umsichtig die jüdische Gemeinde in einem Land agieren musste, in dem der Antisemitismus unter klerikaler Aufsicht von Generation zu Generation weitergereicht wurde. Einerseits war angesichts der ablehnenden katholischen Umgebung 1901 die Eröffnung der ersten Synagoge Tirols in Meran durch Rabbiner Aron Tänzer geradezu eine triumphale Selbstbehauptung. Andererseits wurde Juden nun zur Zielscheibe des Südtiroler Unmuts über die Annexion durch Italien und bald sollten sie auch zur schutzlosen Beute faschistischer Opportunisten



*Friederike Freudenfels  
stehend in der Bildmitte  
1919 in einem Meraner  
Hospiz © Palais Mam-  
ming Museum Meran*

werden. Die jüdische Gemeinde erhielt also ausgerechnet zu einem Zeitpunkt die ersehnte staatliche Anerkennung, da ihre Umgebung unter den repressiven Lebensbedingungen des italienischen Faschismus zu leiden begann, die letztlich für Südtiroler sogar das Verbot brachte, die deutsche Muttersprache zu sprechen.

## Identifikation

Da unter den Mitgliedern der jüdischen Gemeinde in Meran zahlreiche Ärzte und Wissenschaftler waren, wie Max Bermann, der in Obermais das Sanatorium Waldpark leitete, Alfred Lustig, der das erste Röntgeninstitut Merans eröffnete, oder der in der Bukowina geborene Bakteriologe Wolfgang Gronich, ein durch seine Forschung bekannt gewordener Schüler Robert Kochs, lag es nahe, dass die Königswarter-Stiftung in Meran als Wohltätigkeitsprojekt bald die Errichtung eines jüdischen Sanatoriums anstrebte, in dem arme Patienten kostenlos behandelt werden konnten. Es wurde 1893 eröffnet und 1909 zu einem heute noch beeindruckenden Gebäude erweitert. Im Ersten Weltkrieg wurde es als Reservespital genutzt, in dem am 5. Dezember 1914 erste Schwerverletzte aus Budapest eingeliefert wurden. Nach dem Krieg musste das Sanatorium restauriert und neu eingerichtet werden, doch für

**Ottenstein**  
— HOTEL —

Seerestaurant  
Bootsbetrieb



Peygarten Ottenstein 60, 3532 Rastendorf  
Tel +43 (0)2826 251, [rezeption@hotelottenstein.at](mailto:rezeption@hotelottenstein.at)  
[www.hotelottenstein.at](http://www.hotelottenstein.at)

Die Kaiserjäger-Figur auf Privatgrund in Sarnthein  
© Sabine Mayr



Schadenersatzforderungen wollten weder die österreichische Militärverwaltung noch italienische Behörden zuständig sein.<sup>19</sup> Der Chemiker Emil Gronich, 1899 als Sohn von Tondl Herches und Wolfgang Gronich in Meran geboren, fühlte sich durch und durch als Tiroler. Als Schüler veröffentlichte er im August 1913 in der „Meraner Zeitung“ sein Gedicht „Dem Vaterland“, in dem er sich für die Berge Südtirols begeisterte. Als Erwachsener war es ihm und seiner Familie stets ein Anliegen, mit italienischsprachigen Einwohnern Südtirols gute Kontakte zu pflegen, und auch in religiöser Hinsicht legten die Gronichs wie der Großteil der Meraner Juden eine offene Haltung an den Tag. Wie stark die Identifikation mit Tirol jedoch war, die bis zur patriotischen Bezugnahme auf den Tiroler Freiheitskampf von 1809 und Andreas Hofer gehen konnte, zeigt das „Tirolerlied von 1915“, das Leopold Sarason zur Melodie der „Wacht am Rhein“ verfasste und am 11. September 1915 veröffentlichte.<sup>20</sup>

Eine lebensgroße Kaiserjäger-Gestalt auf einem Privatgrund in der Ortsmitte von Sarnthein dokumentiert heute noch das Ausmaß des Tiroler Antisemitismus. Auf dem Porphyrfelsen zu seinen Füßen können Passanten auf einer Tafel Folgendes lesen: *In ehrendem Gedenken an die im 1. Weltkrieg für Gott, Kaiser und Ein Tirol gefallenen Sarner Kaiserjäger. R.I.P. Sie starben als*

*Opfer des größten Verrats aller Zeiten, begangen am 26. April 1915 vom italienischen König Viktor Emanuel III und seinem Kumpan und Außenminister, dem Juden Baron Luigi Sidney Sonnino.*

#### Anmerkungen

- 1 Frederico Steinhaus, *Ebrei/Juden. Gli ebrei dell'Alto Adige negli anni trenta e quaranta*. Florenz 1994, S. 11; Ders., *Hohenems, Meran: Eine Gemeinde, die erlischt, eine Gemeinde, die neu entsteht*. In: Siegfried de Rachewiltz (Hg.), *Zachor – Juden im südlichen Tirol im 19. und 20. Jahrhundert*. Lana 2012, S. 59; Sabine Albrich-Falch, *Jüdisches Leben in Nord- und Südtirol von Herbst 1918 bis Frühjahr 1938*. In: Thomas Albrich (Hg.), *Jüdisches Leben im historischen Tirol*, Bd. 3. Wien-Innsbruck 2013, S. 11–186, hier S. 91.
- 2 Daniel Spitzer, *Wiener Spaziergänge II. Gesammelte Schriften*, Bd. 2. München-Leipzig 1912, S. 299.
- 3 Heinrich Heine, *Reise von München nach Genua. Reisebilder. Dritter Teil. Italien. 1828/I*. In: Ders., *Historisch-kritische Gesamtausgabe der Werke*. Hg. von Manfred Windfuhr. Bd. 7/1. Hamburg 1986, S. 32.
- 4 Joachim Innerhofer, Sabine Mayr, *Mörderische Heimat. Verdrängte Lebensgeschichten jüdischer Familien in Bozen und Meran*. Bozen 2015, S. 59ff.
- 5 *Bozner Zeitung*, 29. 1. 1873, S. 3, 19. 2. 1873, S. 3; vgl. Sabine Gruber, Peter Eickhoff, *111 Orte in Südtirol, die man gesehen haben muss*. Köln 2014, S. 186f.; Wolfgang Duschek, Florian Pichler, *Meran wie es war 1900–1930*. Meran 1983, S. 41f.
- 6 *Meraner Zeitung*, 18. 4. 1900, S. 1f., *Der Burggräfler*, 21. 4. 1900, S. 6.
- 7 Aron Tänzer, *Die Geschichte der Juden in Hohenems und im übrigen Vorarlberg. Teil 1 und 2 der Geschichte der Juden in Tirol und Vorarlberg*. Meran 1905, S. 792; Karl Heinz Burmeister,

- Die Entstehung der Israelitischen Kultusgemeinde in Meran.  
In: Ders., Federico Steinhaus (Hg.), Beiträge zu einer Geschichte der jüdischen Kultusgemeinde von Meran. Trient 1987, S. 67–79, hier S. 67.
- 8 Stadtarchiv Bozen, Handelslizenzen vor 1927, Anmeldung der Handelstätigkeit von Wilhelm Spieler in Bozen, 21. 5. 1913; vgl. Sabine Mayr, Joachim Innerhofer, Quando la patria uccide. Storie ritrovate di famiglie ebraiche in Alto Adige. Bozen 2016, S. 313.
- 9 Der Tiroler, 7. 7. 1914, S. 4; vgl. Ettore Frangipane, Bolzano Scomparsa 2. Bozen 2010, S. 71.
- 10 Leopold Steurer zeigt, dass Wendelin Haidegger für Katholiken sehr konkret „besondere Pflichten“ festlegte, um „nationales Fühlen, Denken und Handeln“ zu fördern. Vgl. Leopold Steurer, Südtirol zwischen Rom und Berlin 1919–1939. Wien 1980, S. 40. Solche Verpflichtungen gegenüber „ihren in Österreich lebenden Connationalen, falls sie bedrückt und in ihrem nationalen Rechte und Besitzstande“ bedroht würden, seien etwa die Einrichtung deutscher Schulen oder der Ankauf von Grundbesitz. Vgl. Wendelin Haidegger, Der nationale Gedanke im Lichte des Christenthums. Brixen 1900, S. 54f., zitiert nach ebda, S. 39f.
- 11 Brixener Chronik, 6. 12. 1892, S. 3.
- 12 Vgl. Franz Kafka, Brief an Felix Weltsch, April/Mai 1920. In: Ders., Die Briefe. Darmstadt 2012, S. 234f.; Der Burggräfler, 10. 4. 1920, S. 1f.
- 13 Zitiert nach Rolf Steininger, Südtirol im 20. Jahrhundert. Vom Leben und Überleben einer Minderheit. Innsbruck 1997, S. 58.
- 14 Ebda, S. 31–60; vgl. Steurer, Südtirol (wie Anm. 10), S. 59–62.
- 15 Meraner Zeitung, 24. 10. 1894, S. 3; Anna L. Staudacher, Jüdische Konvertiten in Meran. Der Übertritt zur katholischen Kirche (19. Jhd. bis 1914). In: Maajan – Die Quelle, Nr. 99/2 (2011), S. 3730; Mayr, Innerhofer, Quando la patria (wie Anm. 8), S. 358 ff.; Hans H. Reimer, Ferdinand Behrens (1862–1925). Ein Lübecker als Porträtmaler und Kunsthändler in Meran und Bad Gastein. Lübeck 2013, S. 98f.
- 16 Mayr, Innerhofer, Quando la patria (wie Anm. 8), S. 361ff.; Neues Wiener Journal, 29. 3. 1929; Der Burggräfler, 19. 9. 1896, S. 6; Der Tiroler, 14. 3. 1912, S. 4.
- 17 Vgl. Gian Pietro Marzoli, Hans Winkler, Merano 1918 – die Stunde 0, 20 Tage: 1. bis 20. November 1918. Lana 1998, S. 46f.; Mayr, Innerhofer, Quando la patria (wie Anm. 8), S. 362.
- 18 1943 fand Josef Weinstein mit falscher Identität in einem von Pater Tranquillo Dalla Vecchia geleiteten Waisenhaus in Torre Boldone bei Bergamo Unterschlupf. Im Februar 1944 denunziert, wurde er am 24. Oktober 1944 vom Konzentrationslager in Bozen in das Vernichtungslager Auschwitz-Birkenau deportiert. Stadtarchiv Trient, Anfrage des tschechoslowakischen Konsulats in Triest an die Präfektur der „Venezia Tridentina“, 7. 11. 1922; Silvio Cavati, Ebrei a Bergamo: 1938–1945. Bergamo 2005, S. 74ff.
- 19 Steinhaus, Hohenems, Meran (wie Anm. 1), S. 56; Duschek, Pichler, Meran (wie Anm. 5), S. 59.
- 20 Bozner Nachrichten, 11. 9. 1915, S. 3; Meraner Zeitung, 22. 8. 1913, S. 9.

  
**UNSER  
LAND  
IN GUTER  
HAND**

**GEWERKSCHAFT  
ÖFFENTLICHER  
DIENST**  
[www.goed.at](http://www.goed.at)



# Jüdische Identitäten

Kristina Schierbaum



Die Moderne hatte auch unter den polnischen Juden zu einer Fixierung auf das Thema „Identität“ geführt, noch lange bevor diese sich als interdisziplinärer Schlüsselbegriff in der Psychoanalyse und Sozialpsychologie etablieren konnte. Das Judentum scheint in keine der üblichen Kategorien zu passen,<sup>1</sup> weil es weit über die Grenzen des Religiösen hinausgeht und sowohl die Menschen als auch Gesellschaften, einen Staat und viele Geschichten umfasst.<sup>2</sup>

Die Frage nach jüdischen Identitäten in Polen nach 1918 ist eine hochkomplexe, weil die Juden im Zuge der historischen Koexistenz an den anderen, herrschaftlich dominierenden Kulturen partizipiert, aber auch unter ihnen gelitten haben.<sup>3</sup> Außerdem

war das „jüdische“ Volk im Übergang vom 19. zum 20. Jahrhundert weder eine homogene Gruppe, noch war seine Kultur eine monolithische. Die jüdischen Siedlungsgebiete zeichneten sich vielmehr durch Multikulturalität, Vielsprachigkeit und ethnische Durchmischung aus. Obwohl die enorme Vielfalt jüdischer Lebensformen und ihrer Kulturmilieus während der 123-jährigen Dreiteilung Polens durch kulturelle Aushandlungsprozesse mit anderen ethnischen und konfessionellen Bevölkerungsgruppen entstanden ist,<sup>4</sup> sind die Juden stets als eine transnationale Gruppe in Erscheinung getreten, *die niemals in toto aufgegeben, noch gemeinsam den kulturellen Verlockungen der Gesamtgesellschaft [...] widerstanden*<sup>5</sup> hat.

# in Polen



*Linke Seite: Im jüdischen Viertel von Lemberg um 1930 © ullstein bild/Roger-Viollet*

*Jüdische Familie in Kalisz/Polen, 16. Mai 1935 © United States Holocaust Memorial Museum*

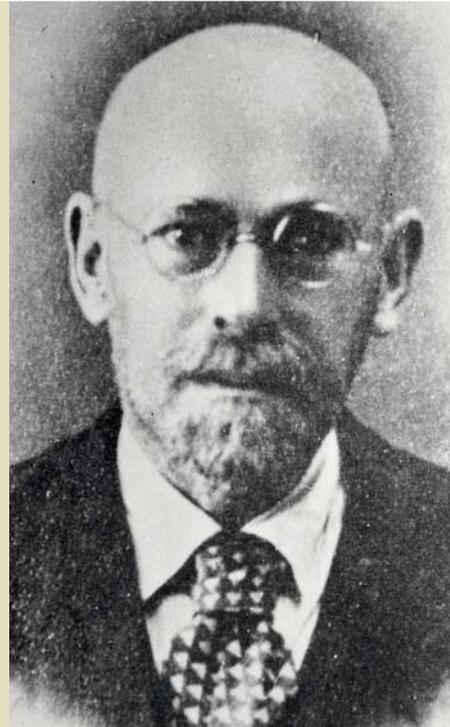
Mit der Neugründung Polens im Jahr 1918 hatten die Juden die polnische Staatsangehörigkeit erhalten und es schien, als habe eine günstigere Ära für die Verteidigung jüdischer Interessen begonnen, weil ihre endgültige Emanzipation innerhalb der Nationalstaaten bevorstand.<sup>6</sup> Ihre Forderungen von 1918 ähnelten denen der Polen 1914, als sie ihr Ringen um eine nationale Unabhängigkeit in die Kriegsgeschehnisse eingebracht hatten. Die polnischen Juden gründeten u. a. den „Jüdischen Nationalrat“, der ihre Anerkennung als nationale Minderheit forderte und ihre national-kulturelle Autonomie samt politischer Rechte im Sejm anstrebte,<sup>7</sup> um die Lage ihrer drei Millionen Vertretenen auf parlamentarischem Wege zu verbessern.

## Der Wandel jüdischer Identitäten

„Assimilation“ ist das Stichwort, das eine jüdische Familie im Übergang vom 19. zum 20. Jahrhundert als einen Ort des Wandels erscheinen lässt. Assimilationsprozesse konnten eine Entwicklung in Gang setzen, die sich durch die Veränderung in Sprache (Jiddisch/Hebräisch versus Polnisch), Bildung (religiös versus säkular), Tradition (befolgen versus nicht befolgen) und äußerer Erscheinung (Kaftan, Schläfenlocken versus Ablegen der jüdischen Tracht und Abrasieren des Bartes) materialisierten. Das Judentum und die polnische Nationalität, aber auch das Religiöse und Säkulare waren nicht mehr strikt voneinander zu tren-



Linkes Bild: Janusz Korczak 1889  
© <http://korczakowska.pl>



Janusz Korczak, ca. 1930 © United States Holocaust Memorial Museum

Rechte Seite: Janusz Korczak und Misza Wróblewski mit Kindern aus dem Waisenhaus Dom Sierot 1934 oder 1935 in Warschau © United States Holocaust Memorial Museum

nen, sodass lang tradierte Wahrnehmungs- und Bewertungsmuster der Gesellschaft in Frage gestellt wurden.

Solche Wandlungsprozesse lassen sich am Beispiel der Familie Goldszmit von Generation zu Generation nachvollziehen. Auch wenn der Name Goldszmit weniger geläufig und die Familiengeschichte unbekannt ist, hat einer ihrer Nachkommen Weltruhm erlangt. Henryk Goldszmit wurde als der Arzt, Pädagoge und Schriftsteller Janusz Korczak bekannt. Im Agieren seines Großvaters Hirsz, seines Vaters Józef und dem Seinen kommen nicht nur Reaktionen auf ökonomische, sozialstrukturelle, kulturelle und rechtliche Veränderungen der polnischen Gesellschaft zum Tragen, sondern sie waren selbst auch aktiv an diesem Wandel beteiligt.

### Hirsz Goldszmit – der Großvater

Die Goldszmits werden seit der Großelterngeneration als assimilierte Familie erinnert. Dass sich die männlichen Familienmitglieder mit jeder Generation (scheinbar) immer stärker von ihrem Jüdisch-Sein entfernten, während sie sich einer polnischen Nationalität annäherten, geht auf die jüdische Emanzipationsbewegung zurück. Der Assimilationsprozess der Familie begann, als Hirsz Goldszmit (1804–1872)

beschloss, nicht wie sein strenggläubiger Vater Glaser zu werden, sondern die Kleinstadt Hrubieszów zu verlassen und in Lemberg Medizin zu studieren. Vor allem den orthodoxen Familien war an einer Sicherung ihrer jüdischen Traditionen gelegen, weil diese einen mehr oder minder sicheren Rahmen jüdischer Familienerziehung vorgaben. Ihr Bewahren verlieh ihnen religiöse Identität und war sinnstiftend für die Ausgestaltung ihres Lebens. Während sich die orthodoxen Juden abkapselten und ein von der polnischen Gesellschaft überwiegend isoliertes Dasein lebten, trugen die aufgeklärten Juden ihre kulturelle Assimilationsbereitschaft an die polnische Umwelt auf der Straße zur Schau. Auch Hirsz Goldszmit hatte sich für die ihn umgebende Kultur geöffnet. Zwar deuteten sein Vor- und Nachname Zeit seines Lebens auf seine jüdische Abstammung hin, doch hatte er sich äußerlich der Umgebung anzupassen versucht. Er rasierte sich die Schläfenlocken und den Bart, legte den Kaftan ab und sprach nicht mehr Jiddisch, sondern Polnisch. Er war aus der Welt seines Vaters herausgetreten, auch wenn er sich nicht gänzlich von seinem Glauben losgesagt hatte. An seiner Person zeigt sich zum ersten Mal die Gratwanderung der Familie Goldszmit zwischen der jüdischen Tradition und der Welt der polnischen Kultur.

## Józef Goldszmit – der Vater

Józef hatte sowohl eine religiöse als auch säkulare Bildung erhalten. Auch er hatte nach der Matura Hrubieszów verlassen und Jura in Warschau studiert, wo vor dem Zweiten Weltkrieg die größte jüdische Gemeinde Europas und die zweitgrößte der Welt bestand. Dort schloss er sich der polnischen und jüdischen „Intelligencja“ an – einer nur dünnen Schicht im Vergleich zu den verarmten Menschen der jüdischen Straßenzüge, die das Aussehen und Leben der Stadt in besonderem Maße prägten und überwiegend strenggläubig waren.

Józef Goldszmit versuchte zwischen der jüdischen und polnischen Kultur zu vermitteln, indem er das Schreiben als Werkzeug nutzte,<sup>8</sup> um seine polnische Leserschaft über die Juden und ihre Religion aufzuklären. Er wollte sie für die vermeintlich fremde Kultur sensibilisieren und den Talmud entmythologisieren. Nach seiner Niederlassung als Anwalt führte er ein bürgerliches Leben. Er bewahrte zwar noch seine jüdische Identität, übte aber die religiösen Rituale nicht mehr aus. Mit seinem Sohn Henryk besuchte er zu Weihnachten sogar Krippenspiele in der Kirche, wobei es zur Jahrhundertwende in den Großstädten auch in jüdischen Familien üblich geworden war, das christliche Weihnachtsfest als Familienfest zu feiern.<sup>9</sup>

## Henryk Goldszmit – der Sohn

Das Familienleben der Goldszmits trug in Sitte und Kultur das „Siegel des Polnischen“.<sup>10</sup> Henryk Goldszmit (1878/79–1942) wuchs mit Polnisch als Familiensprache auf. Somit gehörte seine Familie einer Minderheit an, da sich im Übergang vom 19. zum 20. Jahrhundert nur etwa 3,5 Prozent aller Juden in Kongresspolen (bzw. 14 Prozent der Warschauer Juden) zu Polnisch als ihrer Muttersprache bekannten.<sup>11</sup> Er besuchte das humanistische Gymnasium und wurde mit Ausnahme der Religionsstunden in russischer Sprache unterrichtet. Auch die Kaiserliche Universität in Warschau, in die er sich im Studienjahr 1898/99 für ein Studium der Medizin einschrieb, stand unter russischer Verwaltung.

Henryk Goldszmit musste sich früh damit auseinandersetzen, wie seine Umwelt auf ihn blickte und mit welcher „Gruppe“ er sich identifizierte. Zu Hause war er das polnische Salonkind, das häufig mit sich allein spielte; im Hof galt der Knabe als jüdischer Junge, der sich von den Polen aufgrund seines vermeintlichen Glaubens unterschied, und seit der Grundschule war er einem Transkulturationsprozess ausgesetzt, der ihn zwang, Russisch (die Sprache des Besatzers) als Unterrichtssprache zu lernen.





Grabstein von Józef Goldszmit, Vater von Janusz Korczak, am jüdischen Friedhof in Warschau © [pl.wikipedia.org/wiki/Józef\\_Goldszmit](http://pl.wikipedia.org/wiki/Józef_Goldszmit)

Rechte Seite: Denkmal für Janusz Korczak in Warschau © [kaddigoeswarsaw.blogspot.com](http://kaddigoeswarsaw.blogspot.com)

Der Tod des Vaters war für ihn als Heranwachsenden ein einschneidendes Erlebnis. Als Reaktion darauf lehnte er die Identität, die er von seinen Eltern übernommen hatte, ab und gab sich einen „polonisierten“ Namen: Janusz Korczak. Die Verwendung eines zweiten Namens kann als eine Statuspassage gedeutet werden, die ein Sinnbild für die Identitätsproblematik und ein Symbol für sein Polnisch-Sein ist. Als Schüler des Lyzeums hatte er an einem Literaturwettbewerb teilgenommen und ein Theaterstück eingereicht. Weil

die „Geschichte von Janusz Korczak und der schönen Schwertfegerstochter“ des polnischen Schriftstellers Kraszewski (1812–1887) auf seinem Tisch lag und er in Eile war, schrieb er den Namen des Titelhelden als Pseudonym auf das Papier<sup>12</sup> und stellte seine geistige Wahlverwandtschaft mit ihm zur Schau. An dem Pseudonym „Janusz Korczak“ hielt Henryk Goldszmit bis zu seinem Tode fest. Die doppelte Namensgebung in seiner Jugend und die Aufrechterhaltung seines Pseudonyms bis zu seinem Tod im Vernichtungslager Treblinka verweist auf das Verhältnis der zwei Nationalitäten, zu denen sich Henryk Goldszmit/Janusz Korczak zugehörig fühlte: der jüdischen und der polnischen.<sup>13</sup> Nur seine private Korrespondenz und seine sozialmedizinischen Schriften unterzeichnete er Zeit seines Lebens mit seinem Geburtsnamen. In persönlichen Angelegenheiten und im Feld der Medizin konnte er noch zu der Identität, die er durch seine familiale Herkunft erhalten hatte, stehen.

Nachdem er sieben Jahre in einem jüdischen Kinderspital gearbeitet hatte, übernahm er 1912 die Leitung des „Dom Sierot“, eines Waisenhauses für jüdische Knaben und Mädchen in der Krochmalna Straße. Mit Ausbruch des Ersten Weltkrieges wurde nicht nur ein Großteil der jüdischen Siedlungsgebiete zum Kriegsschauplatz, sondern auch Janusz Korczak im August 1914 in die russische Armee eingezogen. Er, der sich selbst als „Sklave“ und „polnischer Jude unter russischer Fremdherrschaft“<sup>14</sup> fühlte, musste zum zweiten Mal für den Besatzer als Lazarettarzt in den Krieg ziehen. Sein Militärdienst führte ihn in die Ukraine, und fern des „Dom Sierot“ dachte er über die Frage nach, „wie man ein Kind liebe“. Während des Ersten Weltkrieges schrieb er sein erstes großes Erziehungsbuch, das heute als Klassiker der internationalen Erziehungsliteratur gilt. Nach dem Krieg kehrte er in das Waisenhaus zurück und widmete sich wieder den Kindern, deren vererbte Lebenschancen aus Armut und ihrer jüdischen Religion resultierten. Ihre Väter waren entweder als Soldaten im Ersten Weltkrieg oder im Polnisch-Sowjetischen Krieg (1920–1921) gefallen, wenn sie nicht gefangen genommen oder verwundet nach Hause zurückgekehrt waren. Ihre Mütter waren zu Witwen, Alleinerziehenden und -ernährerinnen geworden, wobei sie diese neuen Rollen nur bei Gesundheit und Arbeitsfähigkeit ausfüllen konnten. Die Erziehungssphäre war geschlossen und von der nichtjüdischen Umwelt weitgehend abgeschirmt, da die Familien der Kinder in den jüdischen Vierteln und

Straßenzügen Warschaus noch unter sich blieben und die Konfrontationsmöglichkeiten mit der polnischen Gesellschaft selten(er) waren. Eine weltliche Erziehung blieb dort hinter der tradiert jüdischen im Hintertreffen.

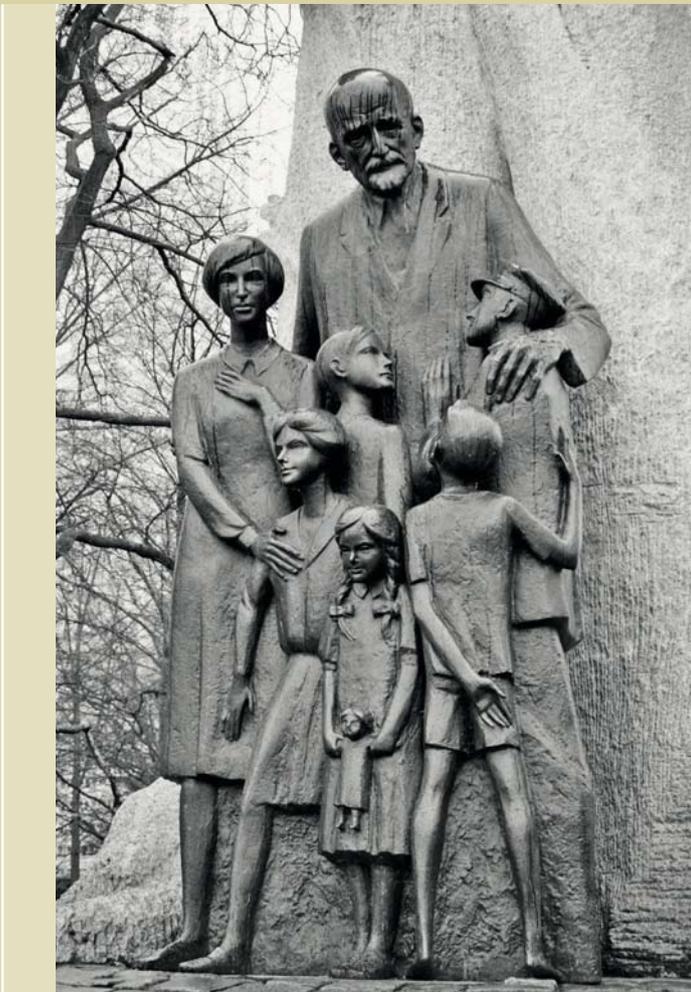
Die Beziehungen des Waisenhauses zur Umgebung beschreibt Janusz Korczak über die Jahre als unterschiedlich: *Manchmal hat uns niemand belästigt, und es war ruhig. Aber manchmal haben die Buben aus der Nachbarschaft unsere Kinder geschlagen, mit Steinen geworfen und gerufen: „Bejlisy“*.<sup>15</sup> In der Nachkriegszeit waren auch das „Dom Sierot“ bzw. seine kleinen Bewohner vom Antisemitismus betroffen, der durch verbale und körperliche Übergriffe zum Ausdruck kam. „Bejlisy“ war ein Schimpf- und Schmähausdruck für Menschen jüdischen Glaubens, der auf Menachem Mendl Bejlis (1874–1934) zurückgeht. Er war 1913 in Kiew wegen eines angeblichen Ritualmordes verurteilt und später freigesprochen worden; aber die „Bejlis-

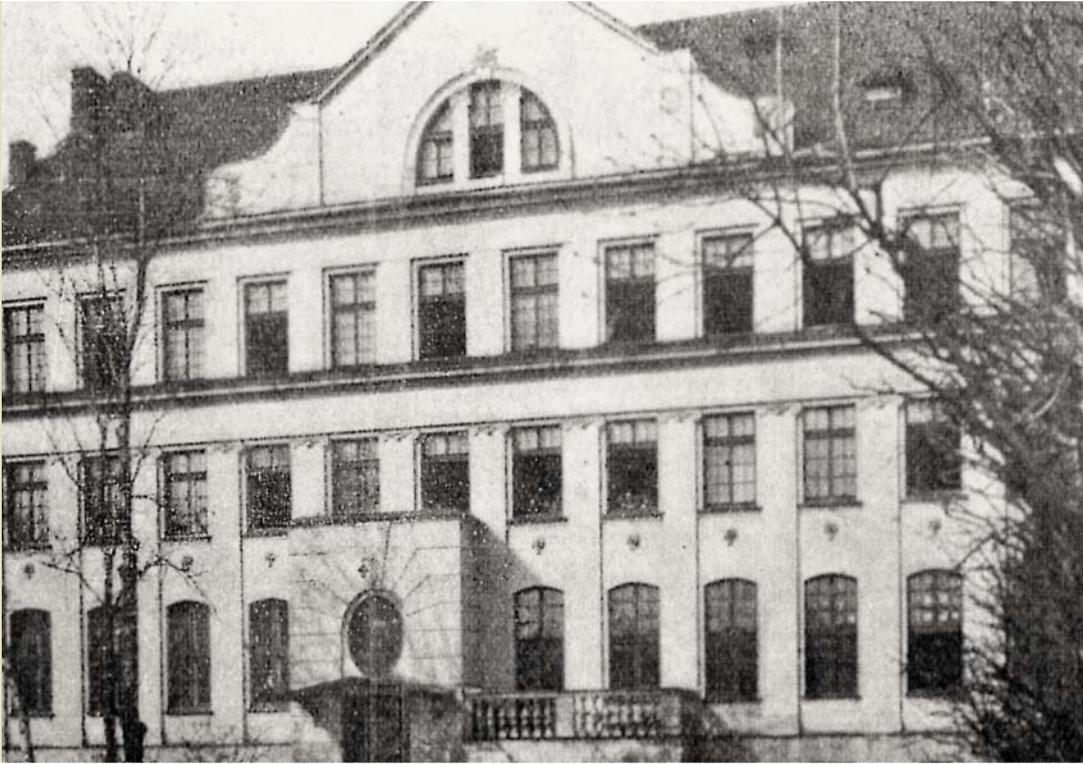
Angelegenheit“ war zum Symbol für die antisemitische Politik der russischen Regierung geworden und hatte sich als verächtliche Bezeichnung für jüdische Menschen auch in Polen durchgesetzt.

## Neues Selbstverständnis

Um der Frage nach jüdischen Identitäten exemplarisch auf den Grund zu gehen, wurde die Familie Goldszmit als einführendes Beispiel gewählt, weil sie Rückschlüsse auf den Wandel jüdischer Identitäten über drei Generationen zulässt. Für eine jüdische Familienerziehung war entscheidend, in welchen Ausformungen die Eltern (streng)gläubig oder liberal waren. An den Goldszmits konnte gezeigt werden, dass sich (wohlhabendere) Familien mit starker Tendenz zur Assimilation im Lebenswandel und in den Erziehungsformen an die nicht-jüdische, polnische Umwelt anzupassen versuchten. Der Anpassungswille konnte mit dem Traditionsbewusstsein korrelieren und ließ die jüdische Religionspraxis häufig in den Hintergrund treten, so dass liberal eingestellte Familien mit jeder Generation zusehends religiös „verarmen“ konnten: Vor der jüdischen Aufklärung hoben sich die polnischen Juden vor allem in Bezug auf ihre Sprache, ihr nationales Bewusstsein, ihre Tradition, ihre Sitten und Bräuche wie auch häufig durch ihre Kleidung von den polnischen Christen ab. Dass sie in Polen „fremder“ als im Westen wahrgenommen wurden, mag daran liegen, dass ihre Welt als eine andere (kleine) Welt erschien. Sie blieben bis weit in das 20. Jahrhundert hinein „anders“ und gingen nur dann in der Mehrheitsgesellschaft auf, wenn sie aus den Shtetln heraustreten und sich der polnischen Kultur öffneten. Ihre Assimilation bedeutete die Annahme weltlicher Umgangs- und Lebensweisen und das Ablegen äußerer Merkmale, welche sie als Juden bis dahin erkennbar gemacht hatten. Vor und nach dem Ersten Weltkrieg traf der Antisemitismus dann auch diejenigen, die oft schon seit Generationen „polonisiert“ waren. Weil sich viele nicht mehr nur über ihr „Jüdisch-Sein“, sondern auch über ihre Zugehörigkeit zur Nation Polen identifizierten, konnte es zu schwierigen und prekären Momenten im Leben zwischen beiden Welten kommen.

Eine brüchige Existenz zählt neben der Andersartigkeit und trotzigem Selbstbehauptung zu den konstanten Themen der jüdischen Geschichte. Eine solche Rahmung jüdischer Vergangenheit verdeutlicht als historisches Modell den Austausch, die Adaption und





Das Waisenhaus Dom Sierot in der Krochmalna Straße in Warschau, ca. 1935 © Museum of Warsaw

Verhandlung durch und zwischen mindestens zwei Kulturen. Das folgende Zitat von Igor Newerly über Janusz Korczak vermag diesen Aspekt abschließend noch einmal zu verdeutlichen. Es zeigt, wie ambivalent seine Person von unterschiedlichen Gruppierungen wahrgenommen wurde:

*Er war allen fremd, wenn er auch überall als ein achtbarer Ausländer respektiert wurde. Die Polen aus dem nationalen und klerikalen Lager konnten ihm seine jüdische Herkunft nicht verzeihen. Die nicht Assimilierten sahen in ihm den polnischen Schriftsteller, den Repräsentanten der polnischen Kultur. Die soziale Linke, insbesondere die aktive revolutionäre Jugend, stieß er durch Skeptizismus ab, aber auch dadurch, daß er die Kinderfrage nicht mit dem Kampf um die Änderung des Gesellschaftsaufbaus verband. Für die Konservativen war er ein Linker, fast schon ein Bolschewik. In der literarischen Welt stand er abseits von Richtungen und Gruppen, wurde mit einem gewissen Bedauern bewundert: ein beachtliches Talent, aber illegitimer Herkunft, nämlich „von dieser Pädagogik da“ gezeugt. Die Pädagogen verwirrte er mit dem Temperament des Volkstribunen, indem er ihnen die Maske vom Gesicht riß und sie dem Zweifel aussetzte, ob „denn dieser ganze Korczak vielleicht nicht doch nur Literatur sei“.<sup>16</sup>*

#### Anmerkungen

- 1 Michael A. Meyer, *Jüdische Identität*. Frankfurt/Main 1992, S. 10.
- 2 André Neher, *Jüdische Identität. Einführung in den Judaismus*. Hamburg 1995, S. 16
- 3 Ernest Jouhy, *Dringen und Draußen. Eine Deutung jüdischer Geschichte*. In: *Klärungsprozesse, Gesammelte Schriften*, Band 1. Frankfurt/Main 1988, S. 220–234, hier S. 232.
- 4 David N. Myers, *Jenseits des Einflusses. Hin zu einer neuen Kulturgeschichte?* In: *Aschkenas. Zeitschrift für Geschichte und Kultur der Juden*. Ausgabe 18/19. Tübingen 2008/09, S. 495–508, hier S. 497.
- 5 Arthur Hertzberg, *Wer ist Jude? Wesen und Prägung eines Volkes*. München-Wien 1998, S. 22.
- 6 Jonathan Frankel, *Die Juden und der Nationalstaat*. In: *Handbuch zur Geschichte der Juden in Europa*. Band 2. Darmstadt 2001, S. 427–438, hier S. 435.
- 7 Ebd.
- 8 Betty J. Lifton, *Der König der Kinder. Das Leben von Janusz Korczak*. Stuttgart 1992, S. 485.
- 9 Sándor Holbok, *Das Kind in der jüdischen Familie*. In: Sabine Hödl, Martha Keil (Hg.), *Die jüdische Familie in Geschichte*



Janusz Korczak mit seinen Zöglingen 1923 © unbekannter Fotograf, Sammlung Korczakianum

- und Gegenwart. Berlin-Bodenheim 1999, S. 123–140, hier S. 36.
- 10 Hanna Mortkowicz-Olczakowa, *Janusz Korczak. Arzt und Pädagoge*. München-Salzburg 1973, S. 19.
  - 11 Heiko Haumann, *Polen und Litauen*. In: *Handbuch zur Geschichte der Juden in Europa*. Darmstadt 2001, S. 228–276, hier S. 253.
  - 12 *Janusz Korczak, Band 16. Themen seines Lebens, Kalendarium: Werkbiographie*. Gütersloh 2010, S. 26.
  - 13 *Janusz Tarnowski, Janusz Korczak, sein Leben und seine Aktualität*. In: Werner Licharz (Hg.), *Janusz Korczak in seiner und unserer Zeit*. Frankfurt/Main 1981, S. 53–75, hier S. 58.
  - 14 *Janusz Korczak, Band 15. Briefe und Palästina-Reisen. Dokumente aus den Kriegs- und Ghettojahren. Tagebuch – Erinnerungen*. Varia. Gütersloh 2005, S. 213.
  - 15 *Ders., Band 13. Ein hartnäckiger Junge – Das Leben des Louis Pasteur. Publizistik für Kinder und Jugendliche. Berichte und Geschichten aus den Waisenhäusern*. Gütersloh 2003, S. 371.
  - 16 Igor Newerly, *Einleitung*. In: Elisabeth Heimpel, Hans Roos (Hg.), *Janusz Korczak. Wie man ein Kind lieben soll*. Göttingen 2012, S. VIII–XXXIV, hier S. XXX.

**WIENER STÄDTISCHE**  
VIENNA INSURANCE GROUP

**MEHR ZUKUNFT**

Mehr Leben, weniger Sorgen! Österreich kann rundum optimistisch in die Zukunft schauen. Denn mit der Wiener Städtischen gibt es einen verlässlichen Partner für alle Lebenslagen.

# Die vertriebenen und

Philipp Mettauert

Zwischen Februar und November 2017 führte das Institut für jüdische Geschichte Österreichs in Kooperation mit dem Bildungshaus St. Hippolyt in St. Pölten ein vom Bundesministerium für Wissenschaft, Forschung und Wirtschaft gefördertes Top Citizen Science-Projekt durch. Gemeinsam mit engagierten Bürgerinnen und Bürgern wurde anhand von Dokumenten, Objekten und Fotos aus deren Privatbeständen das Leben und Schicksal der jüdischen Bevölkerung im Zentralraum Niederösterreich vor, während und nach der NS-Zeit recherchiert und erforscht. Eine Teilnehmerin aus Wilhelmsburg, Martina Fink, Kuratorin des dortigen Geschirr-Museums,<sup>1</sup> hatte vor einigen Jahren beim Kauf ihres Hauses eine außergewöhnliche Entdeckung gemacht, die sie der Projektgruppe präsentierte und die die Grundlage für den Beitrag bildet.

## Aus dem Nachlass und dem Tagebuch einer Wilhelmsburger „Halbjüdin“

Die ehemalige Besitzerin Helga Matusch, die ohne Nachkommen verstorben war, hinterließ in den Schränken der Wohnräume im ersten Stock historische Dokumente, Objekte, Anstecknadeln, Propagandaheftchen, Lebensmittelkarten und ein Kriegstagebuch. Wie sich herausstellte, hatten die früheren Hausbewohnerinnen und -bewohner eine besondere Familiengeschichte: Die Mutter, Lili Pilpel, war Jüdin, hatte aber aufgrund der Ehe mit ihrem „arischen“ Mann Franz Matusch in einer sogenannten „privilegierten Mischehe“ unbehelligt das NS-Regime in der niederösterreichischen Kleinstadt überlebt.

Die Tochter Helga, 1929 geboren, römisch-katholisch getauft, galt nach den „Nürnberger Rassengesetzen“ als „Mischling ersten Grades“, umgangssprachlich als sogenannte „Halbjüdin“.

Kurz nach dem „Anschluss“ Österreichs trat Lili Pilpel im Juli 1938 aus der jüdischen Religionsgemeinschaft aus, ließ sich im September des Jahres römisch-katholisch taufen und daraufhin ihre Ehe nach kanonischem Recht legitimieren. Zuvor hatte sie ihren Besitzteil am gemeinsamen Haus auf ihren Ehemann überschrieben und entging damit der „Anmeldepflicht für jüdisches Vermögen“ und der „Arisierung“. Franz Matusch hingegen, Inhaber eines Wilhelmsburger Le-



## die verbliebenen Nachbarn

derwarengeschäfts, erstellte dennoch im Juli 1938 eine „Vermögensanmeldung“, in der er angab, „Vollarier deutscher Staatsangehörigkeit“ zu sein. Haus und Geschäft seien sein alleiniges Eigentum, da seine Frau vollkommen mittellos vor 13 Jahren mit ihm die Ehe eingegangen sei. Weil die Eltern vor 1935, dem Inkrafttreten der Nürnberger Gesetze im Deutschen Reich, geheiratet hatten und durch die Konversion der Mutter keine weitere Verbindung zum Judentum mehr bestand, gehörte die Tochter der „deutschen Volksgemeinschaft“ an und galt als „Reichsbürgerin“. Bis 1941 wurden „Mischlinge ersten Grades“ noch in die „Hitlerjugend“ bzw. den „Bund deutscher Mäd-

chen“ aufgenommen. Danach konnte Helga Matusch ihre Zugehörigkeit zur „Volksgemeinschaft“ nur mehr bei Sammlungen für das Deutsche Rote Kreuz oder das Winterhilfswerk unter Beweis stellen, wobei sie eine fleißige Spendensammlerin gewesen sein dürfte. Diesen Schluss legen zumindest die zahlreichen Anstecknadeln, Liederheftchen für den Christ- bzw. „Jul“-Baum, kleine Hakenkreuze, ein Portrait von Adolf Hitler und germanische Runen aus Kunstharz nahe. Diese in thematischen Reihen hergestellten Werbegeschenke regten zum Erwerb von kompletten Serien an, Helga Matusch bewahrte sie bis zu ihrem Tod in einer Glasschale im Wohnzimmer auf.



*Aus der Sammlung des Kriegswinterhilfswerks vom Jänner 1941 in „Niederdonau“ mit dem Motiv „Vogelwelt am Neusiedlersee“ von links: Blaukehlchen, Bartmeise, Silberreiher, Sichler, Nachtreiher © Martina Fink*



Liederbüchlein der Propaganda. Inhalt: „Ein junges Volk steht auf“ und „Nur der Freiheit gehört unser Leben“ der Hitlerjugend; „Es zittern die morschen Knochen“, bekannt durch den Refrain: „Heute, da hört uns Deutschland“; sowie die Soldaten- und Kampflieder „Nun laßt die Fahnen fliegen“ und „Siehst du im Osten das Morgenrot/ Volk ans Gewehr“ © Martina Fink

Rechte Seite: Anstecknadeln vom Winterhilfswerk mit Szenen aus dem Nibelungenlied: „Brunnhilde wirft den Speer“ und „Siegfrieds Kampf mit dem Drachen“, Jänner 1940 © Martina Fink

Durch die wechselnden Motive jeder Sammlung können die ersten Exemplare mit den Motiven über das Nibelungenlied auf 6./7. Jänner 1940 datiert werden. Die Prägung auf der Rückseite „RZM“, Reichszeugmeisterei der NSDAP und „M9/239“ verrät den Erzeuger, bei dem es sich um „A. Beladas Nach. Frz. Jungwirth, Wien“ handelte. Die Vorbesitzer der Firma, Karl und Paul Schlesinger, waren enteignet worden, der „Ari-seur“ Franz Jungwirth wurde schlussendlich 1946 vom Volksgericht Wien wegen „mißbräuchlicher Bereicherung“ zu vier Jahren Haft verurteilt.<sup>2</sup>

Die Anstecknadeln unter dem Titel „Vogelwelt am Neusiedlersee“ stammen von der zweiten Sammlung des Kriegswinterhilfswerks vom 18./19. Jänner 1941 in Niederösterreich. Zu bedenken ist dabei, dass das nördliche Burgenland und somit auch der Neusiedlersee dem „Gau Niederdonau“ zugeschlagen worden waren. Im Winter 1942/43 folgten schließlich die Heftchen über „Alte deutsche Volksmärchen“, „Das deutsche Lied“ und „Lieder der Bewegung“.<sup>3</sup>

Die Werbegeschenke hatten neben einem propagandistischen auch einen „volksbildnerischen“ Charakter, der den „Ostmärkern“ neben den neuen geografischen Gegebenheiten auch deutsche Geschichte

und Mythen näherbringen sollte. Die modernen Anstecknadeln mit einem Verkehrspolizisten, einem Motorrad und diversen Verkehrszeichen zeugen einerseits von der Umstellung vom Links- auf den Rechtsverkehr nach dem „Anschluss“, andererseits vom Einzug der motorisierten Mobilität in den ländlichen Raum und von den Fernverbindungen. Im St. Pöltner Stadtteil Spratzern wurde mit den Vorbereitungen zur Errichtung der Reichsautobahn begonnen, später wurde dort ein Zwangsarbeitslager für die Baustelle errichtet. Helga Matusch passierte diesen Ort jedes Mal, wenn sie von Wilhelmsburg zu ihrem Privatunterricht nach St. Pölten fuhr.

Die Objekte sorgten in den Workshops zunächst für Irritationen, da man sie nicht in einer gemischt-jüdischen Familie vermuten würde. Vielleicht stammen sie von ihrem Vater, möglicherweise aber dienten sie Helga Matusch und ihrer Mutter in einer feindlich gesinnten Umgebung als Camouflage. Denn auch das Überleben in einer „Mischehe“ war prekär, die Sympathien der Nachbarn in der Vertrautheit einer Kleinstadt keineswegs gesichert, bei einer Scheidung oder einem Unglück des „arischen“ Ehepartners drohte die Deportation.



Die Gemeinde in Wilhelmsburg umfasste im März 1938 insgesamt 27 Jüdinnen und Juden,<sup>4</sup> dokumentiert mit diesem Geburts- bzw. Wohnort sind 16 Personen nach den Nürnberger Gesetzen, die, meist nach einer Zwangsübersiedlung in Sammelwohnungen nach Wien, in den nationalsozialistischen Ghettos, Konzentrations- und Vernichtungslagern ermordet wurden.<sup>5</sup> Dennoch meldete das Gauschulungsamt Niederdonau im September 1943 in einem Lagebericht über die „Rassefrage“: *Immer noch kann eine allzu laxen, von Mitleid bestimmte Einstellung vieler Volksgenossen zur Judenfrage festgestellt werden, und Interventionen auch von führenden Parteigenossen in Mischlingsangelegenheiten gehören nicht gerade zu den seltensten Erlebnissen der diese Fragen bearbeitenden Stellen.*<sup>6</sup>

Bemerkenswert jedenfalls scheint, dass Helga Matusch ihre NS-Erinnerungsstücke bis zuletzt in einer offenen Wohnzimmerkommode in einer gläsernen Schale aufbewahrte, während gleichzeitig die Dokumente ihrer jüdischen Familienhälfte in den Schubladen eines Schrankes lagerten, auf dem ebenso Judaica neueren Datums, möglicherweise Souvenirs von Reisen nach Israel, platziert waren. Das ist insofern beachtlich, da eine ihrer Tanten, Josefine Pilpel, im

Oktober 1941 in das Ghetto Litzmannstadt/Lodz deportiert und dort ermordet worden war. Eine weitere Tante, Johanna Pilpel, war Patientin der „Heilanstalt für Geisteskranke des Reichsgaues Steiermark“ Feldhof in Graz gewesen, von wo sie am 27. Mai 1940 in die Anstalt Niedernhart-Linz überstellt worden war. Laut Auskunft des dortigen Direktors Lonauer wäre sie vier Tage später in die Landespflegeanstalt Brandenburg an der Havel verlegt worden, wo sie am 21. Juni 1940 *infolge tuberkulöser Hirnhautentzündung verstorben* sei. Tatsächlich wurde Johanna Pilpel in der Tötungsanstalt Hartheim bei Linz vergast und eingäschert. Die Taktik der nationalsozialistischen Verantwortlichen, falsche Todesursachen, -daten und -orte anzugeben, diente einerseits der Verschleierung und Vertuschung, andererseits sollte sie Angehörigen die Nachforschungen erschweren.<sup>7</sup>

### „Der Krieg und seine Gesetze“

Ihr Kriegstagebuch, das insgesamt aus drei Heften besteht, begann Helga Matusch *mit Gott!* und einer Selbstbeschreibung: *15 Jahre und 5 Monate. 1,6 m lang. Schlank, lange, brünette Zöpfe, sehr dichtes Haar.*



Porträtfoto von Helga Matusch, 1940er Jahre  
© Martina Fink

Rechte Seite: Knappes Antwortschreiben des „T4-Gutachters“ und Direktors der „Heilanstalt Feldhof-Graz“ Oskar Begusch vom März 1941 auf die Nachfrage über den Verbleib von Johanna „Sara“ Pilpel an ihre Angehörige in Wien, die zu diesem Zeitpunkt bereits in einer „Sammelwohnung“ untergebracht war. Katharina Körpner wurde im Juli 1942 gemeinsam mit ihrem Mann Moritz nach Theresienstadt deportiert, wo sie im Mai 1944 ermordet wurde. © Martina Fink

*Reicht so weit, dass ich mich leicht daraufsetzen kann. Bin in Folge des Krieges und seiner Gesetze im Geschäft meines Vaters als Lehrling tätig.*

Der letzte Satz ist einer der wenigen Hinweise im Tagebuch, der auf die besondere Familiengeschichte der Autorin hinweist. Ansonsten unterscheidet es sich im Stil nicht auffällig von dem anderer Mädchen der NS-Zeit.<sup>8</sup> „Mischlinge ersten Grades“, reichsweit etwa 64.000 Personen, unterlagen ab 1940 Beschränkungen beim Hochschulstudium, ab 1942 wurden sie vom Besuch der Haupt- und weiterführenden Schulen, ab Oktober 1943 auch von Berufsschulen ausgeschlossen. Ebenso traten Beschränkungen bei den Lehrberufen in Kraft. Sie mussten jedoch nicht die zusätzlichen Zunamen „Sara“ und „Israel“ annehmen und keinen „Judenstern“ tragen. Ihre Kennkarten und Reisepässe wurden nicht mit einem „J“ versehen und so waren sie für ihre „Volksgenossen“ nicht auf den ersten Blick zu erkennen.<sup>9</sup>

Helga Matusch wurde zwar im Sommer 1943 von der Schule ausgeschlossen, konnte die Situation allerdings gut kompensieren: sie erhielt Privatunterricht in St. Pölten und begann im Geschäft ihres Vaters mitzuarbeiten. Möglicherweise entging sie damit auch dem Schicksal zahlreicher anderer „Mischlinge“, denen ab

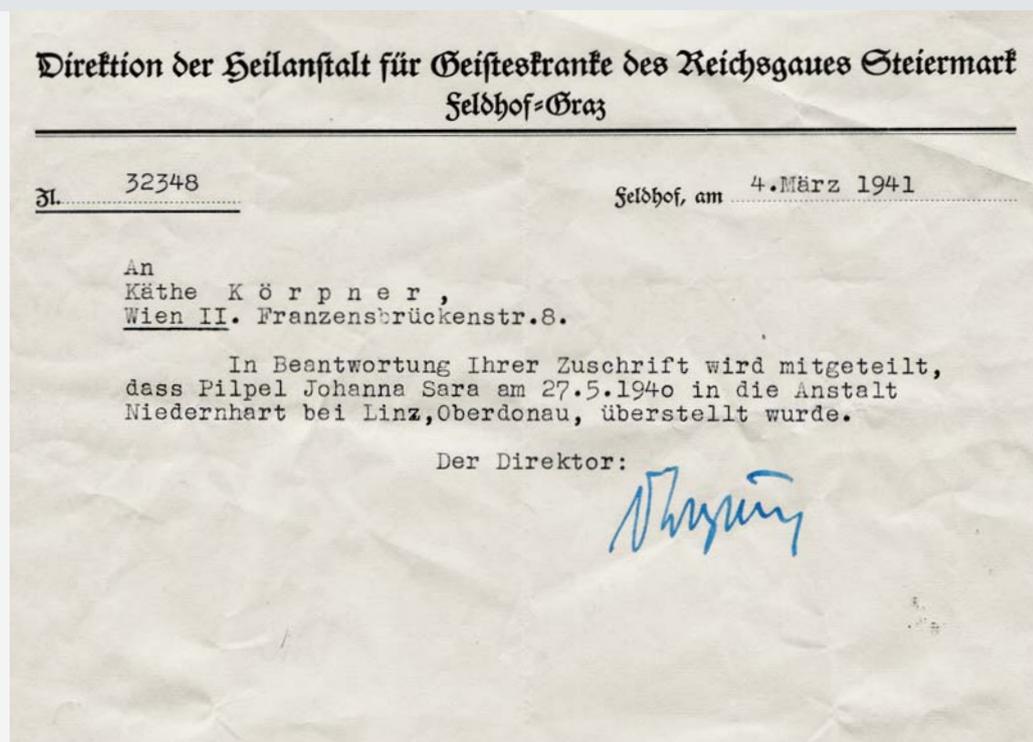
diesem Jahr die Verpflichtung zur Zwangsarbeit drohte. In ihrem Tagebuch sind die Diskriminierungen jedoch nur angedeutet, der Verlust von Angehörigen mütterlicherseits in der Shoah gänzlich ausgeblendet. Über weite Strecken schilderte sie hingegen eindrücklich die letzten Kriegstage in Wilhelmsburg, Flüchtlingszüge von Zivilisten, Absetzbewegungen der Wehrmacht und das Herannahen der Roten Armee. Am Karsamstag, dem 31. März 1945, notierte sie: *Schon seit einigen Tagen sieht man in unserem Ort an jeder Strassenecke und überall wo es nur der Platz zulässt, Leute beisammenstehen, tief erregt im Gespräch über die Kriegslage. Tritt man hinzu und fragt, was der Anlass sei, so erfährt man, daß der Krieg nun auch unser Land bedroht, unser schönes Heimatland Österreich, jetzt Ostmark genannt. Die Russen sind es, welche bereits bis zur österreichischen Grenze vordringen konnten. Sie stehen nun schon einige Jahre im Kampfe gegen Deutschland. Nach dem siegreichen Feldzug der deutschen Truppen in den ersten Jahren des Kampfes gegen Russland, welcher unsere Soldaten bis vor die Tore Leningrads, Moskaus und der Eroberung von Stalingrad führte, gelang es den Russen, Stalingrad als erste Stadt in der russischen Gegenoffensive im Jänner 1943 zu nehmen. In den darauffolgenden Jahren konnten sie die Ukraine und das ganze Gebiet, das ursprünglich zur Sowjetunion gehörte, wiederbesetzen. [...] Und was nun die Südostfront betrifft, gelang es den Russen unsere Verbände bis auf den westlichen Rand der slowakischen Grenze zurückzudrücken, Ungarn nach und nach zu besetzen und nun, wie es überall heißt, haben sie die österreichische Grenze erreicht.*<sup>10</sup>

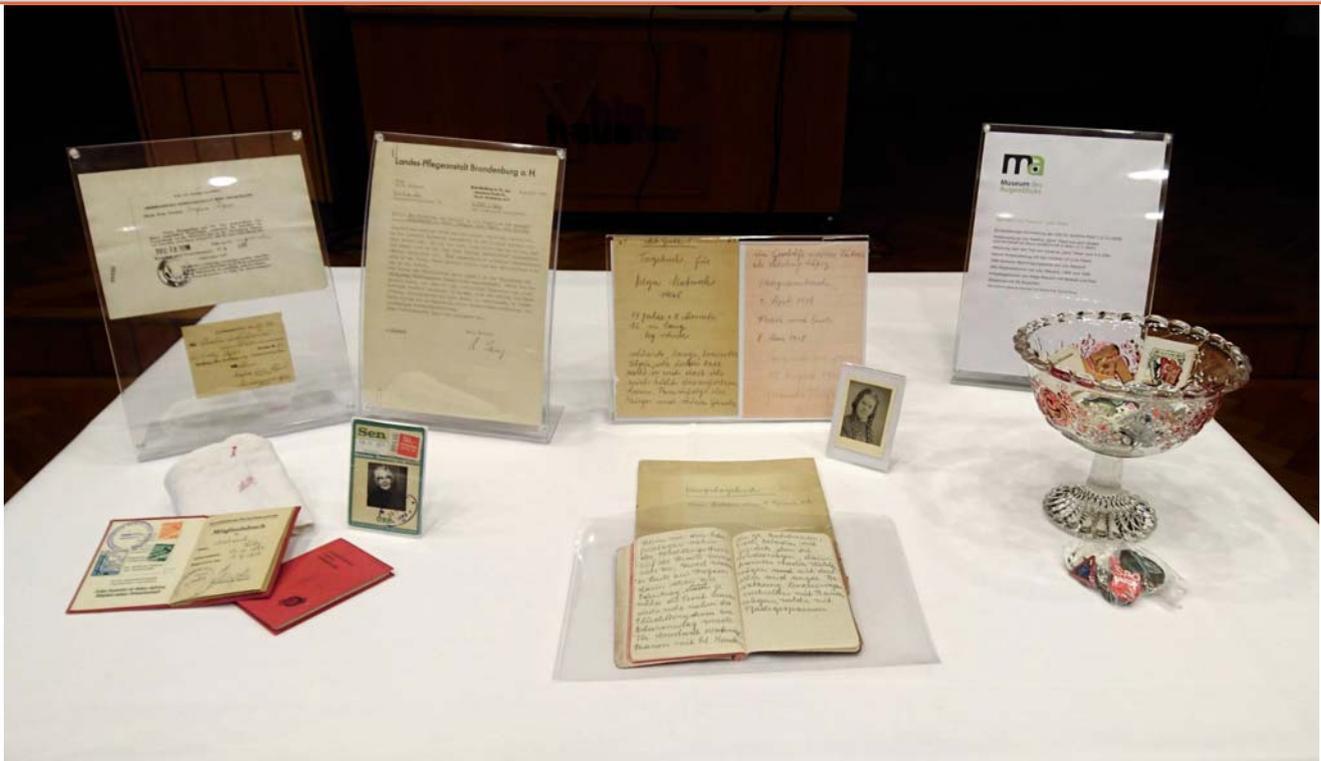
Es ist nicht restlos zu klären, zu welchem Zeitpunkt und aus welchen Gründen Helga Matusch ihr Kriegstagebuch tatsächlich verfasst hat. Schrieb sie bereits

am 31. März 1945 – der Kampf um Wien hatte noch nicht einmal begonnen und das NS-Regime war zum erbitterten Widerstand bereit – von *unserem schönen Heimatland Österreich*? Sie benennt zwar auch die „Ostmark“, spricht aber von der österreichischen Grenze, – die zu der Zeit ja noch die großdeutsche war –, und den deutschen Truppen, so als ob in der Wehrmacht nicht auch Österreicher ihren Dienst geleistet hätten. Solange diese erfolgreich vormarschierten, waren sie hingegen *unsere Soldaten*, die bis vor die Tore Leninsgrads und Moskaus gelangt waren, bis in Stalingrad die militärische Wende eintrat. In der hier zitierten Tagebuchpassage tritt der sich ankündigende, nicht friktionsfreie Umbruch von einer deutschen zu einer österreichischen Identität 1945 offensichtlich zu Tage. Keineswegs verleiht die Schreiberin allerdings der Hoffnung auf eine baldige Befreiung vom Nationalsozialismus Ausdruck, im Gegenteil, es dominiert die Angst vor den drohenden Kriegshandlungen und der Roten Armee: *Nun kann man begreifen, dass alle Leute, nicht nur in unserem Ort sondern überall, in großer Sorge leben. In allen Gesprächen hört man nur immer die gleichen Worte: ‚Ob wir wohl auch werden gehen müssen?‘ Denn in letzter Zeit sah man unzählige Wagen mit Flüchtlingen durch die Straßen ziehen. Sie kamen alle*

*auf der gleichen Straße Wr. Neustadt – Hainfeld – Wilhelmsburg – St. Pölten und führen nach Oberdonau und in das Salzkammergut weiter. Zuerst waren es Leute aus dem Banat, Siebenbürgen und der Batschka, dies war zirka im September. Sie kamen mit Wagen und Pferdegespannen. Auf den Wagen war ihr Alles was sie von ihren Gehöften und Wohnungen retten konnten. Meistens waren es Wäsche, Bettzeug und Lebensmittel. Rückwärts waren noch einige wichtige Küchengeräte angebunden und darauf eng zusammengedrückt lagerte Heu für die Pferde. Doch je näher die Front kam, desto mehr waren die Straßen mit Flüchtlingswagen verstopft. Mit gleicher Ausrüstung kamen dann allmählich die Flüchtlinge aus Ungarn durch unsere Straßen. So ging es fort bis zum heutigen Tage, an welchem zum ersten Male Flüchtlinge aus Dörfern und Städten an der österreichisch-ungarischen Grenze durch unseren Ort ziehen. [...]*

*Große Autobusse mit Frauen und Kindern wechseln mit kleinen Luxuswagen hoch bepackt mit hohen Offizieren und ihren Familien. Ungarisches Militär auf Wagen mit Pferden vorgespannt wechseln mit Bauernwagen aus dem Burgenland. Nun kann man verstehen, wenn alle Leute sich mit den Gedanken befassen – ob wir wohl auch so auf die Wanderschaft gehen werden müssen [...]. Ja, Krieg im Land und als Flüchtling auf die Landstrasse*





„Museum des Augenblicks“ mit dem Tagebuch, Objekten und Dokumenten aus dem Nachlass von Helga Matusch bei der Projektpräsentation am 9. November 2017 im Bildungshaus St. Hippolyt, St. Pölten © Martina Fink

zu gehen und sein Heim, was man sich schwer erarbeitet hat, im Stich zu lassen, das ist riesig bitter, wie man es sich nur kaum vorstellen kann.

In der Aufzählung der Durchreise der verschiedenen Flüchtlingsgruppen, der „Volksdeutschen“ aus dem Banat, Siebenbürgen und der Batschka (im heutigen Serbien und Rumänien), zeichnet sich mit einiger Zeitverzögerung der Vormarsch der Roten Armee von Ost nach West ab. Unter den Ungarn, die vor dem Rückzug der Wehrmacht die Flucht ergriffen, werden sich, wie angenommen werden darf, auch zahlreiche Unterstützer des faschistischen Regimes befunden haben, bis schließlich nationalsozialistische Funktionäre auf dem Weg in die angebliche „Alpenfestung“ die Kleinstadt passierten.<sup>11</sup> Die örtliche Bevölkerung wurde indes auf die kommenden Kampfhandlungen eingeschworen:

Heute ist Karsamstag, an welchem Tag früher immer der Osterhase mit allerlei Süßigkeiten gekommen ist. Süßigkeiten ist heute nur mehr ein Fremdwort, das gibt es bei uns schon lange nicht mehr. [...] Nach dem Bad zog

ich mich schon etwas feiertäglich an und ging dann Besorgungen machen. Viele Menschen waren auf der Straße, jeder wollte erfahren, wie weit die Russen wären und was alle Leute vorhaben, zu flüchten oder hierzubleiben.

Um 6 Uhr ging ich in die Auferstehung. Es waren so viele Menschen, wie ich mich kaum je erinnern kann. Jeder der nur kriechen konnte, ob Invalid oder Greis, ob jung oder alt, alles war versammelt um Gottes Hilfe zu bitten. Es war rührend schön. Alles in glitzernder Pracht. Mutti hatte auch ihre schönen grünen Blattpflanzen der Kirche zum Altar putzen geborgt. Sie nahmen einen schönen Platz ein.

Am Ende der Feier musste der Pfarrer verkünden, dass der Volkssturm am Sonntag pünktlich auszurücken habe und eine 2. Kundmachung für die Bevölkerung, dass bei 3-maligem Alarm hintereinander die arbeitsfähige Bevölkerung im Alter von 15–65 Jahren am Hauptplatz erscheinen zu habe. Gleich darauf war alles vorüber und die Leute traten den Heimweg an, jeder mit dem Gedanken, dass die Russen müssten durchgebrochen sein und die Leute, wenn es gilt, würden sicherlich den angefangenen Barrikadenbau auf der Straße fertig machen um den Feind etwas aufzuhalten.

In den nun folgenden Tagen ab dem 1. April berichtete Helga Matusch über die sich nähernde Front. Im Ort quartierte sich ein Feldlazarett ein, im Gast-

haus Fohringer wurde ein Feldpostamt eingerichtet. Einige Wilhelmsburger Familien traten die Flucht an: *Sie fürchten sich vor den Russen, meist aus politischen Gründen.* Familie Matusch blieb und traf Vorbereitungen, im Ernstfalle zu einem Bauern der Umgebung zu gehen – ob aufgrund nachbarschaftlicher Hilfe oder gegen Bezahlung, wird nicht erwähnt. Sie packte Hausrat, Wäsche, Kleider, Schuhe, Mäntel, eine Kassa mit fünf goldenen Uhren und Bargeld in Koffer und die gehorteten Lebensmittel zum Transport in Kisten: Mehl und 10 kg Zucker, *was kaum jemand hat.*

Tags darauf näherte sich der Luftkrieg, am 2. April detonierten auch rund um Wilhelmsburg Fliegerbomben, der Rangierbahnhof St. Pölten Süd in Spratzern galt den Alliierten als Angriffsziel. Die Löscharbeiten, zu denen auch Franz Matusch mit der Feuerwehr ausrücken musste, dauerten die ganze Nacht. Der Ortsgruppenleiter Georg Aschauer hatte gerüchtweise 800 Mann SS zur Verteidigung angesucht, *der Ort werde zu einer Festung und auch dementsprechend gehalten.* Am 3. April verließen die letzten Autokolonnen die Kleinstadt, tags darauf waren die Geschäfte geschlossen und keine Passanten mehr auf der Straße. Die Schule und das Heim der „Deutschen Arbeitsfront“ wurden zum Lazarett umfunktioniert, Kanonendonner näherte sich. Helga Matusch berichtet: *Baden war ein Flammenmeer, denn es wurde von den Deutschen unterminiert. Den Brand konnte man von unseren Bergen sehen. [...] Mutti ging zum Fleischerhauer Utz und hörte, daß man heute schon Kalbfleisch ohne [Lebensmittel-] Marken bekommt, damit das Fleisch nicht in die Hand der Russen fällt. [...] Brot beginnt etwas knapp zu werden, 1–2 Stunden muß man sich anstellen.*

Am 9. April begannen die Kampfhandlungen unmittelbar im Ort, knapp eine Woche später eroberte die Rote Armee schließlich Wilhelmsburg, am 8. Mai folgte die bedingungslose Kapitulation der Wehrmacht. Helga Matusch beendete ihr Tagebuch im August 1945 mit der paradox anmutenden Feststellung: *Das Ende dieses Krieges hat die Atombombe gebracht.*

## Anmerkungen

- 1 <https://geschirr-museum.at> (10. 4. 2018).
- 2 Siehe Hellmut Butterweck, *Nationalsozialisten vor dem Volksgericht Wien. Österreichs Ringen um Gerechtigkeit 1945–1955 in der zeitgenössischen öffentlichen Wahrnehmung.* Innsbruck 2016, o.S., 46W108.
- 3 [www.juden-in-st-poelten.at/de/blog-view](http://www.juden-in-st-poelten.at/de/blog-view) (4. 4. 2018)

- 4 Christoph Lind, „... sind wir doch in unserer Heimat als Landmenschen aufgewachsen“. Der „Landsprengel“ der Israelitischen Kultusgemeinde St. Pölten. *Jüdische Schicksale zwischen Wienerwald und Erlauf.* Linz 2002, S. 196–229.
- 5 [www.juden-in-st-poelten.at/de/personen/namensverzeichnis](http://www.juden-in-st-poelten.at/de/personen/namensverzeichnis) bzw. <http://www.doew.at> (10. 4. 2018).
- 6 Zitiert in Christoph Lind, „Der letzte Jude hat den Tempel verlassen“. *Juden in Niederösterreich 1938 bis 1945.* Wien 2004, S. 47.
- 7 Brigitte Kepplinger, Gerhart Marckhgott, Hartmut Reese (Hg.), *Tötungsanstalt Hartheim.* Linz 2008.
- 8 Weiterführend siehe Li Gerhalter, Christa Hämmerle (Hg.), *Krieg – Politik – Schreiben. Tagebücher von Frauen (1918–1950).* Wien 2015.
- 9 Weiterführend siehe Michaela Raggam-Blesch, *Schwieriges Überleben als „Mischling“ in Berlin und Wien (1933/1938–1945). NS-Verfolgung und psychosoziale Spätfolgen bei Frauen „halbjüdischer“ Herkunft.* In: Tikkun Olam. *Der Beitrag jüdischer Frauen zu einer besseren Welt.* Hg. von Bet Debora e. V. Berlin 2014, S. 18–25; bzw. Dies., *Die Situation weiblicher „Mischlinge“ und „Geltungsjüdinnen“ während der Zeit des NS-Regimes in Wien.* In: Linda Erker et al. (Hg.), *Update! Perspektiven der Zeitgeschichte.* Innsbruck 2012, S. 604–611.
- 10 *Rechtschreibung und Satzzeichen wurden bei der Transkription beibehalten.*
- 11 Weiterführend siehe Manfred Rauchensteiner, *Der Krieg in Österreich 1945.* Wien 2015, und Stadtmuseum St. Pölten (Hg.), *St. Pölten 1945.* St. Pölten 2016.



  
**NEW DESIGN UNIVERSITY**  
PRIVATUNIVERSITÄT ST. PÖLTEN

# QUERDENKER GESUCHT!

**STUDIERE AN DER  
NEW DESIGN UNIVERSITY**

- Grafikdesign
- Informationsdesign
- Innenarchitektur
- Design, Handwerk & materielle Kultur
- Management by Design und vieles mehr

**JETZT ANMELDEN**

Die New Design University ist die Privatuniversität der Wirtschaftskammer NÖ und ihres WIFI

**WWW.NDU.AC.AT**



  
WIRTSCHAFTSKAMMER NIEDERÖSTERREICH

# Inhalt

<b>Sabine Hödl</b>	Editorial	<b>1</b>
<b>Gerald Lamprecht</b>	Der Erste Weltkrieg und die Transformationen jüdischer Geschichte	<b>2</b>
<b>Martha Keil</b>	„Verwischte Grenzen. Jüdische Verortungen nach 1918“ Zur Ausstellung in der Ehemaligen Synagoge St. Pölten	<b>10</b>
<b>Karen Bähr</b>	Heimkehr und Revolution Jüdische Soldaten nach dem Ersten Weltkrieg	<b>18</b>
<b>Susanne Korbel</b>	Das letzte Leintuch oder letzte Reisen zwischen Budapest und Wien? Der Erste Weltkrieg und das Repertoire jüdischer Volkssänger und Soubretten	<b>26</b>
<b>Dieter Hecht</b>	Die Sekretärin: Frieda Hudes und das Palästina-Amt	<b>34</b>
<b>Ursula Mindler-Steiner</b>	Von Gewalt geprägt. Zur Situation der jüdischen Bevölkerung im deutschwestungarischen Gebiet nach 1918	<b>44</b>
<b>Martha Keil</b>	Steine der Erinnerung in St. Pölten	<b>52</b>
<b>Sabine Mayr</b>	Stimmen gegen den Nationalismus Die jüdische Gemeinde in Meran Anfang der 1920er Jahre	<b>54</b>
<b>Kristina Schierbaum</b>	Jüdische Identitäten in Polen	<b>64</b>
<b>Philipp Mettau</b>	Injoest aktuell: Die vertriebenen und die verbliebenen Nachbarn	<b>72</b>

*Impressum: Juden in Mitteleuropa. Erscheint jährlich. Zweck: Information über jüdische Geschichte und Kultur. Medieninhaber, Herausgeber und Verleger: Institut für jüdische Geschichte Österreichs, Dr. Karl Renner-Promenade 22, A-3100 St. Pölten, Tel.: +43 2742 77171-0, Fax: DW-15, office@injoest.ac.at, www.injoest.ac.at. Chefredaktion und PR-Verwaltung: Dr. Sabine Hödl. Design: www.renate-stockreiter.com. Lithografie: pixelstorm. Druck: Medienfabrik Graz*

*© Institut für jüdische Geschichte Österreichs. Alle Rechte vorbehalten. Trotz intensiver Bemühungen ist es uns nicht in allen Fällen gelungen, die Inhaber der Bildrechte ausfindig zu machen. Bitte wenden Sie sich zwecks Abgeltung allfälliger Ansprüche an das Institut für jüdische Geschichte Österreichs.*

Wir danken dem Bundeskanzleramt, der Wirtschaftskammer Österreich, der Erzdiözese Wien, der Diözese St. Pölten und der Mondi Neusiedler GmbH für die Unterstützung der Zeitschrift.